Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 4.2008 | Nr. 138

3,80 €

*kultur*land oldenburg

oldenburgische landschaft

Die beiden Oldenburger Bischöfe im Interview

Schloss Gödens – ein barockes Kleinod in Friesland

Michael Ramsauer – Neue Werke in Sandkrug und Elsfleth

Inhalt

Schwerpunktthema: Kirche im Oldenburger Land
Jörg Michael Henneberg und Rainer Rheude

Wie Michael Ramsauer Graf Anton Günther sieht
Gabriele Henneberg

Das Linienschiff S.M.S. „Oldenburg“ im ersten Weltkrieg
Eberhard Kliem

Titelbild:

Der Künstler und sein Bronzegießer: Michael Ramsauer (rechts) und Norbert Pierdzig (links) vor dem Reiterstandbild des Grafen Anton Günther in der Gießerei Harms Metallguss in Oldenburg
Foto: Hendrik Reinert

Kultur in der Region

12 Gemeinsam sind wir stark
13 Kulturkirche in Vechta auf dem Weg
14 Schloss Gödens – ein barockes Kleinod
20 Ein Altarbild für unsere Zeit
23 Meisterwerk des Historismus
28 **Plattdüütsch**
30 Stadt der Wissenschaft
32 Jugendförderpreise
34 **So schön ist das Oldenburger Land**
36 **kurz notiert …**
38 Die Realität zu stark verzeichnet
39 **Zum guten Schluss**

Redaktionsschluss
für Heft 139, 1. Quartal 2009
ist der 15. Februar 2009.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Impressum

Kulturland Oldenburg
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 3 001 918 006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 1 441 621 800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5 470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Dr. Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Matthias Struck (MS.),
Dr. Jörgen Welp (JW.),
Torsten Thomas (TT.).
Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind ausschließlich die Verfasser verantwortlich.

Gestaltung: *mensch und umwelt*
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich
©2008 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit Stolz präsentieren wir Ihnen die Weihnachtsausgabe unserer Zeitschrift *Kulturland Oldenburg*, in der unser neuer evangelischer Bischof Jan Janssen und der katholische Weihbischof Heinrich Timmerevers ausführlich zu Wort kommen. Beide Kirchen sind traditionell stark verwurzelt im Oldenburger Land und geben unseren Menschen Halt und Zuversicht auf der Grundlage unseres gemeinsamen christlichen Glaubens. Dass beide Kirchen uns in unserer Arbeit unterstützen, stimmt uns dankbar und froh.

Wir freuen uns über die Anerkennung, die wir vermehrt für unsere Zeitschrift finden, die zu dem führenden Kulturmagazin des Oldenburger Landes geworden ist. Unsere Region bietet eine so große Fülle von kulturellen Aktivitäten, dass wir zu unserem Bedauern nur einen Ausschnitt darstellen können. Da wir unsere Zeitschrift aus unseren Haushaltsmitteln finanzieren müssen, sind ihr in Ausstattung und Umfang natürliche Grenzen gesetzt.

Aus diesem Grunde freuen wir uns über jedes neue Mitglied, das unsere Arbeit unterstützen möchte und damit seine Verbundenheit zu den Menschen im Oldenburger Land zeigt. Mit unserer Zeitschrift, aber auch mit der regionalen Kulturförderung, die wir vom Land Niedersachsen für unsere Region übernommen haben, gewinnen wir immer mehr auch die Aufmerksamkeit jüngerer Menschen. Wir sind deshalb allem Neuen aufgeschlossen, ohne unsere Vergangenheit zu vernachlässigen. Für uns war es daher selbstverständlich, auch in der Metropolregion Bremen/Oldenburg im Nordwesten an führender Stelle Aufgaben zu übernehmen.

Hinter unserer erfolgreichen Arbeit für die Kultur im Oldenburger Land stehen viele Institutionen und Menschen, die dafür einen großen Teil ihrer Freizeit opfern. Hier Hilfestellung zu leisten, aber auch zu gestalten und zu fördern, halten wir für unsere vorrangige Aufgabe. Unsere engen finanziellen Ressourcen und unser kleines Team, das oft an die Grenze seiner Belastbarkeit gehen muss, verpflichten uns, das Subsidiaritätsprinzip einzuhalten.

Das starke Heimatgefühl der oldenburgischen Menschen gibt ihnen Sicherheit in einer nicht immer überschaubaren globalisierten Welt. Die Finanzkrise, die in ihrem Ursprung und ihrem Ausmaß für Außenstehende nur schwer verständlich ist, verdunkelt unsere wirtschaftliche Zukunft. Unser Stehvermögen auch in schwierigen Verhältnissen und unsere gesunde, mittelständische Struktur werden uns helfen, auch diese Krise zu überwinden. In dem mit Herrn Bischof Janssen, der seine Jugend und seine ersten Berufsjahre im Oldenburger Land verlebt hat, geführten Gespräche beschreibt er die Oldenburger zutreffend. Er rühmt ihre Offenheit und ihren Freiheitsdrang, gleichzeitig hebt er ihre Nähe zueinander hervor. Die gefühlte Zusammengehörigkeit, die Solidarität und das Engagement, Probleme gemeinsam anzugehen, gibt uns die Stärke, die Zukunft zu bestehen.

Ich wünsche Ihnen eine frohe Adventszeit und ein gesegnetes Weihnachtsfest,

Ihr

Horst-Günter Lucke

Frohe Weihnachten wünscht auch die siebenjährige Jana Remmers aus Hundsmühlen, die für unsere Leser das Weihnachtsbild oben gemalt hat. Diesen Wünschen schließen sich Vorstand, Geschäftsführung und alle Mitarbeiter der Geschäftsstelle an.

Zeichen und Symbole überirdischer Wirklichkeit

Weihbischof Heinrich Timmerevers zur Bedeutung der *Vasa sacra* im Oldenburger Land

Der Bischofsstab ist das Symbol des Hirtenamtes. Weihbischof Heinrich Timmerevers in seiner Hauskapelle des Bischöflich Münsterschen Offizialates in Vechta. *Bilder: Willi Rolfes*

*Herr Weihbischof, das Bischöflich Münstersche Offizialat und die Oldenburgische Landschaft führen ein umfangreiches Inventarisierungsprogramm der **Vasa sacra** in den katholischen Kirchen des Oldenburger Landes durch. Was hat Sie dazu bewogen, diese Inventarisierung in Auftrag zu geben, und welches Gebiet umfasst sie?*

Weihbischof Timmerevers: Bereits in den ersten Jahren meines Dienstes als Bischöflicher Offizial und Weihbischof habe ich während der vielen Besuche in den katholischen Kirchengemeinden des Oldenburger Landes wahrnehmen können, wie vielfältig, reichhaltig und qualitativ hochwertig der Schatz der *Vasa sacra* insgesamt ist. Dieser Schatz ist ein Erbe, in dem sich Kunst-, Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte miteinander verbinden. Und er ist ein sichtbares Glaubenszeugnis in unserer Region. Eine umfassende Inventarisierung der *Vasa sacra* im Offizialatsbezirk Oldenburg trägt dazu bei, dieses Erbe als Ausdruck christlicher Spiritualität in einer zunehmend säkularen Gesellschaft zu erhalten und für kommende Generationen fruchtbar zu machen.

Die Kirchen im Oldenburger Münsterland sind größtenteils in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Das Sakralgerät ist aber oft älter. Soll ein Gesamtinventar für jedermann zugänglich sein oder ist daran gedacht, Interessierten auf Nachfrage die Daten zugänglich zu machen?

Die Inventarisierung der *Vasa sacra* als Teil der Dokumentation kirchlicher Kulturgüter ist nicht nur ein kirchliches, sondern auch ein gesellschaftliches Anliegen: Denn nicht nur für die katholische Kirche, auch für die Lokal- und Kulturgeschichte des Oldenburger Landes sind die *Vasa sacra* von besonderer Bedeutung. Sie sind mehr als nur sakrale Funktionsträger, die dem Gottesdienst einer Kirchengemeinde dienen. Sie gehören zum Kunst- und Kulturschatz der gesamten Bevölkerung. An ihnen visualisiert und kristallisiert sich religiöse Identität einer ganzen Region. Von daher sind die Daten sicherlich allen zugänglich zu machen, die ein Interesse an der Erforschung und Erhaltung historischer und künstlerischer Zeugnisse kirchlichen Lebens haben. Ob eine allgemeine Veröffentlichung der Daten möglich ist, hängt von der Frage der Sicherung der *Vasa sacra* ab. Schließlich handelt es sich vielfach um nicht unerhebliche Werte.

*Der Begriff der **Vasa sacra** ist für unsere Leser gerade aus dem protestantischen Norden sicherlich wenig bekannt. Könnten Sie einmal kurz erklären, was die Kirche unter **Vasa sacra** versteht?*

Als Sammelbegriff erfasst die *Vasa sacra* (lat.: heilige Gefäße oder sakrale Geräte) alle Geräte, Gefäße und Gegenstände, die in der Feier des Gottesdienstes der Kirche genutzt wer-

den. Will man etwas genauer sein, unterscheidet man in *Vasa sacra* und Vasa non sacra. Die *Vasa sacra* sind die Gegenstände, die unmittelbar mit dem Leib und dem Blut Christi in den Gestalten von Brot und Wein in Berührung kommen. Dazu gehören im Wesentlichen Kelche für den Wein und Speisekelche für die Aufbewahrung des Brotes, den sogenannten Hostien, Hostienschalen und -teller und Monstranzen, das sind Zeigegeräte, in denen die gewandelte (konsekrierte) Hostie zur Anbetung ausgestellt wird. Die Vasa non sacra umfassen alle übrigen Geräte, die in der gottesdienstlichen Feier genutzt werden, aber nicht mit dem konsekrierten Brot und Wein in Berührung kommen. Dazu gehören z. B. Weihrauchfässer, Kerzenleuchter, Kännchen, Taufschalen, Vortragekreuze etc. Alle *Vasa sacra* sollen künstlerisch hochwertig und der Nutzung entsprechend gestaltet sein. Besonders die Gegenstände, die den Leib und das Blut Jesu Christi aufnehmen, sollen nach Möglichkeit aus Gold gearbeitet oder zumindest vergoldet sein.

Nach Angaben der Kuratorin der Ausstellung und des Inventarisierungsprojektes, der Oldenburger Kunsthistorikerin Dr. Ruth Irmgard Dalinghaus, sind bedeutende Silberarbeiten aus der Zeit des Barocks aufgetaucht, die ein wichtiges Dokument der Rekatholisierung des Oldenburger Münsterlandes darstellen. Dabei taucht die Frage auf, ob die Sakralgeräte in ihrem Bestand lediglich gesichert werden und dann nur noch sehr eingeschränkt für den sakralen Gebrauch zur Verfügung stehen oder ob man die lebendige Nutzung in der Messe durch eine umfangreiche Restaurierung und Neuvergoldung sicherstellt. Wie stehen Sie zu dieser konservatorischen Frage?

Auch wenn es scheint, dass die *Vasa sacra* allein schon aus künstlerischer und/oder historischer Perspektive von Interesse sind, so haben sie für den gläubigen Christen vor allem Bedeutung in ihrem Verweischarakter. Sie sind „Zeichen und Symbole überirdischer Wirklichkeit“, wie es das II. Vatikanische Konzil betont (SC 122). So ist es ihre vornehmste Bestimmung, für die liturgische Feier zur Verfügung zu stehen, um im Vollzug der heiligen Geheimnisse die Gegenwart Jesu Christi in den Sakramenten zu feiern. Es ist daher wünschenswert, dass sowohl alte als auch neue und erneuerte *Vasa sacra* in der Feier der Liturgie genutzt werden, damit auf Dauer der Gegenstand von seiner Zweckbestimmung nicht getrennt und damit inhaltsleer wird. Zudem bewirkt die Nutzung von altem und neuem Gerät eine Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart und schafft somit eine lebendige Tradition, die offen ist für Zukunft.

Welche Sakralgeräte und Insignien sind für einen Bischof wichtig?

Nun, als Vorsteher der Liturgie in der Katholischen Kirche sind dem Bischof wie auch jedem anderen Priester die gleichen Sakralgeräte wichtig. Primär natürlich die Dinge, die für die Eucharistiefeier gebraucht werden: Kelch und Hostienschale. Als Quelle und Höhepunkt allen kirchlichen Lebens steht die Feier der Eucharistie im Mittelpunkt des Bischofs und des Priesters wie auch der ganzen Gemeinde. Als Weihbischof ist

Oben: Die Kuratorin des Inventarisationsprojektes *Vasa sacra*, Ruth Irmgard Dalinghaus, lässt sich das Salbgefäß zeigen.
Unten: Eine angeregte Gesprächsrunde. Ruth Irmgard Dalinghaus stellt die Ergebnisse ihres Projektes vor. Von links nach rechts: Heinrich Timmerevers, Ruth Irmgard Dalinghaus, Michael Brandt und Jörg Michael Henneberg

für mich zudem das Chrisam-Gefäß von besonderer Bedeutung. Es enthält das Salböl (Chrisam), mit dem der Bischof in der Katholischen Kirche die Salbung bei bestimmten Sakramentenspendungen, z. B. bei der Firmung und bei Weihen vornimmt. Darüber hinaus werden dem Bischof als Nachfolger der Apostel und als Leiter einer Teilkirche äußere Zeichen (Insignien) seiner geistlichen Würde übertragen. Dazu gehören der Bischofsstab und die Mitra (eine spitz zulaufende Kopfbedeckung) als Zeichen seines Hirtenamtes, der Ring als Symbol der Treue, mit der sich der Bischof an Christus und seine Kirche bindet und das Pektorale (Brustkreuz) als Ausdruck des Bekenntnisses und Vertrauens des Bischofs in die aus dem Kreuz Jesu Christi erwachsende Kraft.

*Als Ergebnis des Inventarisierungsprojektes der **Vasa sacra** wird eine umfangreiche Ausstellung zu sehen sein. Die Ausstellung ist für den Winter 2009/10 geplant. Bedeutet die Präsentation der **Vasa sacra** in einem profanen Gebäude für Sie auch die Möglichkeit, Menschen zu erreichen, die sonst mit solch sakralen Gegenständen nicht in Berührung kommen?*

Im Evangelium nach Markus heißt es am Ende: „Geht hinaus in die ganze Welt“ (Mk 16, 15). Wenn wir heute die Möglichkeit erhalten, ein Stück der Frohen Botschaft, auch mit Hilfe sakraler Geräte, an Orten zu verkünden, die nicht explizit kirchlich sind, dann müssen wir diese Chance nutzen. Dies entspricht dem universalen Sendungsauftrag Jesu Christi. Ich bin daher dankbar, dass eine Ausstellung in Kooperation mit der Oldenburgischen Landschaft möglich ist. Auf diese Weise werden sicherlich Menschen mit der Sphäre des Heiligen in Berührung kommen, die sonst vielleicht ein eher distanziertes Verhältnis zur Kirche oder noch keinen Zugang zum Glauben gefunden haben. Es wird darauf ankommen, welche Zielrichtung die Ausstellung haben wird. Ich gehe davon aus, dass sie so gestaltet sein wird, dass die *Vasa sacra* ihren Verweischarakter auf eine das Irdische übersteigende Wirklichkeit behalten. Allein eine konservierende Präsentation wird der Funktion der sakralen Geräte nicht gerecht werden können.

Auf dem Bischofsstab sind zu sehen der Bistumspatron des Bistums Münster, der Heilige Luidger, und das Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter von Bethen/Cloppenburg.

Das Pektorale ist ein Brustkreuz und eine der Insignien des bischöflichen Amtes. Im Hintergrund ein Gemälde von Heinz Kramer-Hinte mit dem Portrait des 2005 in Rom seliggesprochenen Kardinals von Galen.

Kunst ist zu allen Zeiten auch ein Stück der Verkündigung gewesen. Wie steht die Katholische Kirche heute zur Kunst im sakralen Raum?

Der schöpferischen Veranlagung des Menschen entspricht sein Drang, Schönes und ihn Ansprechendes zu schaffen. Als Christen glauben wir, dass dieser Drang letztlich ausgerichtet ist auf die unendliche Schönheit Gottes. Diese will in der menschlichen Kunst irgendwie zum Ausdruck kommen. Die Kirche ist deshalb von jeher offen für die Kunst und eine ihrer größten Förderinnen gewesen. Gott ist schön, dass bezeugt uns schon die Bibel, in der es häufig das Gute und Schöne ist, was auf Gottes Herrlichkeit verweist. Somit können vor allem ästhetisch schön gestaltete Räume und Gegenstände die Funktion erfüllen, auf Gott hinzuweisen. Die Kunst erfüllt hier eine zentrale Aufgabe, indem sie die Immanenz des weltlich-gegenständlichen transparent macht für die Transzendenz Gottes.

Das Gespräch führte Jörg Michael Henneberg

Ein Künstler im Dienst des Glaubens

Wie der Cloppenburger Goldschmied Herbert Feldkamp *Vasa sacra* restauriert und herstellt, und warum er fünf Jahre an Oldenburgs berühmtesten Reliquienbehältern arbeitete

Von Rainer Rheude

Herbert Feldkamp bei der Arbeit am Alexanderreliquiar. *Bilder: privat*

Den meisten Menschen würde man einen solchen Satz womöglich übel nehmen. Doch wenn Herbert Feldkamp über seine Arbeit spricht und dabei erst einmal in Fahrt kommt, dann spürt der Zuhörer förmlich die Hingabe des Goldschmiedes aus Cloppenburg an seinen Beruf. „Wenn nicht ich, wer soll es dann machen?“, sagt er, als die Rede auf die Restaurierung und Herstellung von sakralen Geräten kommt. Es ist nicht eine Spur von Überheblichkeit in dieser Feststellung. Denn es gibt zwar in Deutschland vielleicht noch ein Dutzend Goldschmiede, die wie er *Vasa sacra*, Gefäße, Geräte und Gegenstände, die in katholischen Gottesdiensten genutzt werden, restaurieren oder herstellen – aber kaum ein zweiter dürfte eine derart ungewöhnliche Laufbahn, die ihn dafür geradezu prädestinierte, hinter sich haben wie der 58-Jährige.

Komplett von Feldkamp gestaltet: die Krankenhauskapelle Arche in Quakenbrück.

Einen nicht geringen Teil seiner Kenner- und Könnerschaft verdankt Feldkamp nämlich den vier Jahren, die er in der Benediktinerabtei Münsterschwarzach am Main, in einem der größten Klöster der Welt, verbracht hat. 1966, mit 16 Jahren, trat er, aus gut katholischer Familie in Quakenbrück stammend, ins Kloster ein und lernte das Handwerk des Metalldrückers, eine Ausbildung, über die Feldkamp sagt: „Jeder, der die Chance hat, im Kloster eine Lehre zu machen, kann Gott nur dankbar sein. Man profitiert von einer ungeheuren Ansammlung von Erfahrung und Wissen.“ Wie gründlich diese Ausbildung war, auch in alten Techniken, deren Kenntnisse

heute bei der Arbeit mit historischen sakralen Gegenständen viel wert sind, sollte sich spätestens zeigen, als er es bis zum Bundessieger im Metalldrückerhandwerk brachte. Zugleich erhielt er erste Einblicke in die Goldschmiedekunst, weil im Kloster die Metalldrücker und Goldschmiede in einer gemeinsamen Lehrwerkstatt zusammen waren.

Als vier Jahre später in Münsterschwarzach die Entscheidung anstand, sich für immer zu binden, verließ Feldkamp vor den Gelübden das Kloster. Im besten Einvernehmen mit den Benediktinermönchen und in seinem Glauben durchaus gestärkt: „Ich war nur im Zweifel, ob ich die Gelübde würde einhalten können." Die Arbeit an *Vasa sacra*, ob in der Restaurierung oder in der Neugestaltung von sakralen Gegenständen und Gefäßen, sei jedoch ohne einen tief verwurzelten Glauben und ohne profundes theologisches Wissen nicht zu bewerkstelligen, sagt er. Beides haben ihm die Klosterjahre vermittelt. „Wir machen keine Pötte, sondern wir haben es mit heiligen Gefäßen zu tun, denen wir in gewisser Weise Leben einhauchen", sagt er. Jeder sakrale Gegenstand sei schließlich auch eine Form der Glaubensverkündung.

Seine Berufslaufbahn setzte Feldkamp von 1970 an zunächst aber ganz weltlich fort: Ehe er 1975 in Cloppenburg ein eigenes Atelier eröffnen konnte, lernte er in Bremen das Gold- und Silberschmiedehandwerk und schloss mit einem Begabten-Stipendium ein Designstudium in Münster ab. Im Laufe von nunmehr gut 30 Jahren wurde sein Atelier mit derzeit drei Mitarbeitern in Norddeutschland zur ersten Adressen für katholische Kirchengemeinden und Geistliche. „Das Geschäft beruht überwiegend auf persönlichen Empfehlungen", sagt er. Nicht zuletzt erinnerten sich auch seine ehemaligen Klosterbrüder im Bayerischen an ihn. Für sie entwarf und fertigte er Monstranzen, die auf den Philippinen und in Tansania in Gebrauch sind. Mitunter ist die Werkstatt in manchen Monaten bis zu vier Fünftel mit der Arbeit an *Vasa-sacra*-Schöpfungen befasst.

Das von Feldkamp entworfene Reliquiar für den seliggesprochenen Kardinal von Galen, das in der Krypta der Basilika in Bethen steht.

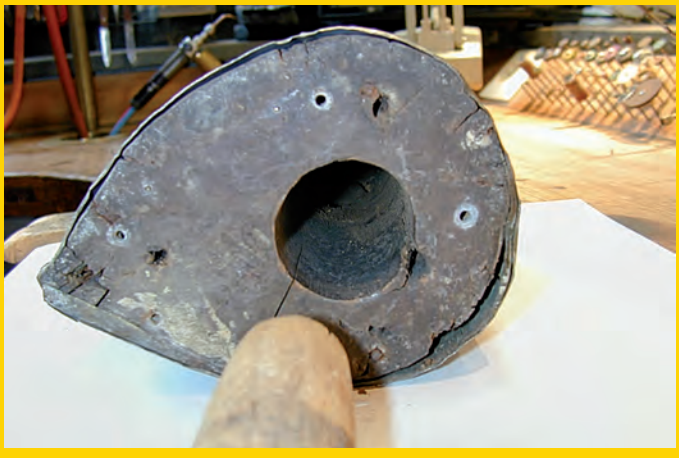
Dass Goldschmiede in der Öffentlichkeit praktisch nur noch als Schmuckkünstler und -hersteller wahrgenommen werden, bedauert Feldkamp. Führt doch die Beschäftigung mit Kelchen und Monstranzen, mit Hostienschalen und Weihrauchfässern, mit Kerzenleuchtern und Taufschalen, mit Bischofsstab und Tabernakel zurück in die hohe Zeit dieses Handwerks. Es waren häufig Goldschmiede, die in früheren Jahrhunderten ganze Altäre entworfen und geschaffen und die Innenräume von Kirchen gestaltet haben.

Auch Feldkamp hat schon eine Krankenhauskapelle in Quakenbrück komplett eingerichtet und alle Insignien eines Erzbistums, in diesem Fall von Hamburg, gestaltet. „Ein wenig stolz" ist er, aber da untertreibt er wohl ein bisschen, dass in seinem Atelier das Reliquiar für den seliggesprochenen Kardinal von Galen entstanden ist, das in der Krypta der Basilika in Bethen steht. Es ist wie ein Bischofsstab gestaltet. Für die Krümme verwendete er einen alten Eichenbalken aus der Kapelle der Burg Dinklage, dem Geburtsort von Galens. Das illustriert anschaulich die Arbeitsweise von Feldkamp, der sich nicht nur theologisch auf Augenhöhe mit seinen Auftraggebern auseinandersetzen muss, sondern bei der Gestaltung sakraler Gegenstände auch Inhalt und Tradition nie außer Acht lassen darf. „Über den Inhalt die Form finden", sagt er. Denn nur allzu rasch erkennen Auftraggeber, „wenn nichts dahintersteckt".

Die Restaurierung der berühmtesten oldenburgischen Reliquienbehälter, der beiden Alexanderarmreliquiare, entwickelte sich für ihn sogar fast zu einer Art Lebensaufgabe. Dass er mit Unterbrechungen fünf Jahre daran sitzen würde, um sie für die nächsten Jahrhunderte wiederherzustellen, hatten weder er noch seine Auftraggeber vorausgesehen. „So etwas macht man nur einmal im Leben“, sagt er. Sie waren aber auch in einem arg angegriffenen Zustand, die beiden vermutlich um 1200 angefertigten und mit extrem dünnen Silberplatten beschlagenen Behälter in Form und Größe von zwei Unterarmen, in deren ausgehöhlten Holzkernen die Unterarmknochen des Heiligen eingebettet sind. Die Reliquien selbst, die der Überlieferung nach im Jahr 851 vom Rom nach Wildeshausen gekommen und 1699 nach Vechta überführt worden waren, blieben in der langen Zeit der Restaurierung in der Probsteikirche in Vechta. Vornehmlich nachts, wenn keine Kundschaft ins Atelier kam und kein Telefon störte, widmete sich der Goldschmied dieser ebenso diffizilen wie spannenden Arbeit.

Wenn er davon erzählt, klingen immer tiefe Ehrfurcht und hohe Achtung vor dieser sakralen und historischen Rarität mit an. Dass er die für die Geschichte der katholischen Kirche im Oldenburger Land herausragende Reliquiare hat „restaurieren dürfen“, empfindet er als einen der größten Vertrauensbeweise, der ihm in seinem Beruf je zuteil wurde und zugleich als Bestätigung seiner Maxime bei der Arbeit mit *Vasa sacra*: „Nur zusammenbasteln, das geht nicht.“

Die berühmtesten Reliquienbehälter im Oldenburger Land sind die beiden Alexanderreliquiare (Bilder rechts). Im Holzkern (Bild unten) der vermutlich um 1200 angefertigten Reliquiare in Gestalt von Unterarmen sind die Reliquien des Heiligen eingebettet. Die Reliquie kam im Jahr 851 von Rom nach Wildeshausen und wurde 1699, als die Schweden das Alexanderkapitel aus Wildeshausen vertrieben, in die Propsteikirche St. Georg in Vechta gebracht.
Für das Erzbistum Hamburg gestaltete Feldkamp alle Insignien, so auch das Bischofskreuz von Erzbischof Ludwig Averkamp (Bild oben).



„Manche Erklärungen aus Rom schmerzen schon“

Oldenburgs neuer evangelischer Bischof Jan Janssen über die Kirchengeschichte, die Erfahrungen mit jungen Menschen und die Ökumene

Herr Bischof, wir könnten jetzt auch über die Finanzmarktkrise und die Verluste der Kirche sprechen – aber dazu haben Sie in den vergangenen Tagen eigentlich ausreichend Interviews gegeben, gerade eben der BBC …

Bischof Janssen: … davor kann man sich nicht drücken. Wenn so ein aktuelles Thema auf dem Tisch ist, dann muss man auch ran.

Ich möchte dennoch anders anfangen: Herr Bischof, wenn Sie einem Fremden in wenigen Sätzen das Oldenburger Land vorstellen müssten, wie würden Sie Land und Leute charakterisieren?

Das erste Stichwort, das mir dazu einfällt, ist: Weite. Es beschreibt nicht nur Landschaft und Natur, sondern charakterisiert auch Mentalität und Geist des Menschenschlages hierzulande. Mit Freiheitsdrang und in großer Offenheit – so kenne ich die Menschen hier.

Wie lange leben Sie schon im Oldenburger Land?

Ich kam als Zehnjähriger und blieb bis zum Studienbeginn. Nach dem Studium folgten weitere neun Jahre in verschiedenen Kirchengemeinden im Oldenburger Land. Doch noch einmal zurück zur Ausgangsfrage: Das zweite Stichwort, das mir einfällt, ist: Nähe. Das klingt nun nach Gegensatz, ist aber keiner. Ich halte es nämlich für einen der großen Pluspunkte, dass wir uns in dieser Region gegenseitig ein bisschen kennen und nicht in der Anonymität von Großstadträumen verlieren.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche im Oldenburger Land hat eine lange Geschichte. Was aus dieser Tradition ist Ihrer Ansicht nach auch in unseren Tagen bewahrenswert?

Die oldenburgische Kirchengeschichte ist, wie die Menschen, von Offenheit geprägt. Sicher brauchte es in der Reformationszeit ein kleine Weile, bis die neuen Strömungen verstanden wurden. Und es gab auch immer eine Reserviertheit, besser

und positiver ausgedrückt: eine gewisse Vorsicht, schnelle Entwicklungen sofort zu übernehmen; zugleich blieb man jedoch stets neugierig, was meiner Meinung nach eine recht gesunde Mischung darstellte. Auch nach dem 2. Weltkrieg verortete man sich oldenburgisch, in der EKD, aber eben nicht in weiteren Organisationsformen, und bewies Offenheit in der weltweiten Ökumene, in der Norddeutschen Mission. Das sind wichtige traditionelle Bestandteile der oldenburgischen Kirche.

Alle bedeutenden gesellschaftlichen Institutionen, seien es Parteien, Gewerkschaften oder auch die Kirchen, verlieren in bedenklichem Umfang Anhänger und Mitglieder? Wie erklären Sie sich diesen Vertrauensverlust?

Das Engagement der Menschen für andere hat nachgelassen. Wir haben mehr Interesse an uns selbst und fragen immer weniger danach, wie es um den Nachbarn bestellt ist. Das hat gewiss mit der wirtschaftlichen Entwicklung zu tun; uns geht es, im Weltvergleich gesehen, relativ gut. Not lehrt bekanntlich nicht nur beten, sondern auch beim Nachbarn um Hilfe zu bitten – was eine andere Form von Gemeinschaft schafft. Eine Rolle spielen auch die neuen Medien: Man sitzt Stunden vorm Bildschirm und kommuniziert, anstatt dem Nachbarn ins Gesicht zu schauen. Wobei ich glaube, der Mensch wird auf Dauer die Grenzen dieser Art von Kommunikation schon erkennen. Sicher ist jedenfalls, dass die Gaben, die jeder Mensch, gleichgültig in welcher Funktion, mit auf den Weg bekam, dazu da sind, mit anderen geteilt zu werden …

. . . wie versucht die Kirche, dieser Entwicklung, der zunehmenden Individualisierung zu begegnen?

Es geht ja, wie gesagt, nicht nur der Kirche so. Wir Menschen müssen lernen zu akzeptieren, dass wir uns nicht selber gemacht haben. Sobald ich erkenne, dass ich mir das, was ich kann, nicht nur selbst erarbeitet, sondern als Geschöpf Gottes mit auf den Weg bekommen habe, dreht sich nicht mehr alles nur um mich allein. Das wäre nicht nur als Gebot zu formulieren – du musst dies und jenes tun! –, sondern als Angebot: Es bringt dir selber etwas und es bringt dich weiter, wenn du dich für andere einsetzt.

Der EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber hat bei Ihrer Amtseinführung gesagt, er erhoffe sich von Ihnen, der Sie als Kirchentagspastor auch für die Gestaltung der großen Gottesdienste zuständig waren, wegweisende Beiträge und Innovationen in der Gestaltung von Gottesdiensten. Was dürfen die 23 EKD-Gliedkirchen vom neuen oldenburgischen Landesbischof da erwarten?

Diese Äußerung ist wohl ein Hinweis darauf, was ich von meiner bisherigen Arbeit ins neue Amt einbringe. Der Kirchentag versteht sich nach wie vor als Laienbewegung, er versucht, diejenigen in der Kirche zu stärken, die nicht im Vollberuf Theologen sind. Ihnen eine Stimme zu geben, sie bei der Gestaltung der Gottesdienste mitwirken zu lassen, also das Lektorenamt nachhaltig zu pflegen – das geschieht wohl schon, aber leider noch nicht in allen Gemeinden. Die Lektoren können sich über ihre dienende Funktion hinaus weiter ausbilden lassen, bis dahin, dass Nichttheologen auch predigen dürfen. Das ist die eine Seite. Die andere ist, im Gottesdienst ein fein austariertes Verhältnis zwischen Tradition und Innovation zu finden. Die guten alten Sachen pflegen, vom Bach-Choral bis zum Luther-Deutsch, aber auch die Übersetzung in die heutige Sprache wagen. Zwar kann nicht auf jede Gemeinde übertragen werden, was auf einer offenen Großveranstaltung wie dem Kirchentag an Experimenten gewagt wird, aber sich da alle zwei Jahre Anregungen zu holen, kann der Arbeit vor Ort nur gut tun.

Bischof Jan Janssen wurde am 23. April 1963 als Sohn eines Pastors und einer Kirchenmusikerin in Bad Bevensen geboren. Als Zehnjähriger kam er mit seinen Eltern nach Wilhelmshaven, in den Ortsteil Sengwarden. Nach dem Abitur und dem Zivildienst in einem Altenpflegeheim studierte er in Münster, Bern/Schweiz und Göttingen Evangelische Theologie. Sein Vikariat absolvierte er von 1992 bis 1994 in Oldenburg-Bloherfelde. Nach seiner Ordination übernahm er bis 1996 die Pfarrstelle der Kirchengemeinde in Wiefelstede. 1996/1997 war er Abteilungsleiter für Kirchentagsprojekte der Evangelischen Kirchentage in Leipzig. 1997 ging er als Pastor an die Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven, wo er auch für die „Kirche am Meer“ als Aktion zur Expo 2000 verantwortlich war. Im Jahr 2002 wurde er zum Pastor beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Fulda berufen; er wirkte maßgeblich an der Gestaltung des Ökumenischen Kirchentages in Berlin 2003 und der Evangelischen Kirchentage 2005 in Hannover und 2007 in Köln mit. Die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche Oldenburg wählte ihn am 23. Mai 2008 zum Bischof; er hat das Amt, in das er am 29. September eingeführt wurde, seit dem 1. Oktober inne. Jan Janssen ist verheiratet und hat drei Kinder.

„Es bringt dir selber etwas und es bringt dich weiter, wenn du dich für andere einsetzt."

Sie sind derzeit der jüngste Bischof in Deutschland. Wie nahe, glauben Sie, sind Sie dem Lebensgefühl und den Erwartungen der jungen Menschen?

Zunächst einmal bin ich zum Beispiel ein Bischof, der Familie hat, kleine Kinder. Allein dadurch bin ich im Alltag auch neben dem Beruf mit Erziehungsproblemen, mit der Begegnung der Generationen und ähnlichen Fragen konfrontiert. Und manchmal, vorsichtig gesagt, bin ich vielleicht etwas näher dran als derjenige, der schon die letzten Berufsjahre vor sich hat. Außerdem habe ich die Hoffnung, als Mittvierziger meine Generation noch einmal neugierig zu machen auf die Kirche ...

... aber es muss Ihnen doch vornehmlich um die jungen Menschen gehen, die ja auf der Suche nach Orientierung sind.

Ich verstehe mich auch als Bindeglied zu den jungen Leuten und werde in den nächsten Monaten viel in die Jugendarbeit unserer Kirche hineinschauen. Da passiert übrigens schon eine ganze Menge. Gerade Oldenburgs Jugendarbeit hat einen guten Ruf weit über die landeskirchlichen Grenzen hinaus. Es muss gelingen, die Nähe zur Jugend zu erhalten – was schwierig genug ist, weil die jungen Leute heute ja ungleich massiveren Ablenkungen ausgesetzt sind als die Generationen zuvor – und zugleich hellhörig zu bleiben, viel Geduld zu haben und die jungen Menschen nicht von vorneherein mit Vorwürfen zu überhäufen, sie hätten ohnehin nur Sport, Musik und Computer im Sinn. Ich habe in vielen Gesprächen immer wieder die Erfahrung gemacht, dass die Jugend nicht nur neugierig ist auf Kirche, sondern auch auf das Gespräch mit den Generationen. Wenn man den jungen Menschen ein Ohr leiht bei ihrer Suche nach Orientierung, dann fragen sie auch nach, etwa nach den Erfahrungen und Prägungen der älteren Generationen. Je mehr Bei-

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg hat mehr als 460.000 Mitglieder (Stand Dezember 2007); gegenüber dem Vorjahr 2006 bedeutet das einen Rückgang um knapp 3000 Mitglieder. Ausgetreten sind in diesen beiden Jahren 2279 Mitglieder (2006) und 2490 (2007).
In die Kirche wieder eingetreten sind 531 (2006) und 486 Mitglieder (2007); neu eingetreten sind 380 (im Jahr 2006) und 315 Mitglieder (2007).

spiele sie auf diese Weise erfahren, desto besser finden sie ihren eigenen Weg.

Sie haben in Ihrer Predigt zur Amtseinführung zu Mitarbeit und Mitverantwortung aufgerufen und gesagt, die Kirche brauche keine erdfernen Tagträumer und auch keine verbissenen Kleinkrämer, und dabei auf die Reformen zur Verschlankung und zur Bündelung der Kräfte Bezug genommen. Wie wird die Kirche im Oldenburger Land nach diesen Reformen einmal aussehen?
Die Reformen sind, was die Konzepte anbelangt, im Wesentlichen abgeschlossen. Jetzt gilt es, mit Geduld diese Konzepte in der Praxis zu erproben, mit Leben zu erfüllen. Wir brauchen dazu tatsächlich keine Tagträumer, sondern Menschen, die mit beiden Beinen auf der Erde stehen und nüchtern abwägen, was Kirche leisten kann. Sie dürfen sich nicht in Wolkenkuckucksheimen verlieren, sondern sie müssen genau hinschauen und sagen, was hier vor Ort, was in ihrer Gemeinde eine sinnvolle und praktikable Lösung ist. Es dürfen auch keine Stubenhocker sein, denn die Kirche muss mobil bleiben. Wir werden an einigen Stellen Kirche auf dem Land mit weniger Personal gestalten müssen. Das bedeutet für alle, beweglicher zu werden, für die Hauptamtlichen, weil sie größere Einzugsgebiete versorgen müssen, aber auch, zum Beispiel, für eine Jugendgruppe, die ins Nachbardorf fährt, um sich mit anderen zu treffen. Wir werden dabei sehr vorsichtig agieren und schon gar nicht gewachsene Strukturen leichtfertig aufgeben. Schließlich ist die Kirchengemeinde heute in nicht wenigen Dörfern der aktivste Teil im gesellschaftlichen Leben, andere Vereine und Organisationen haben das Dorf schon längst verlassen.

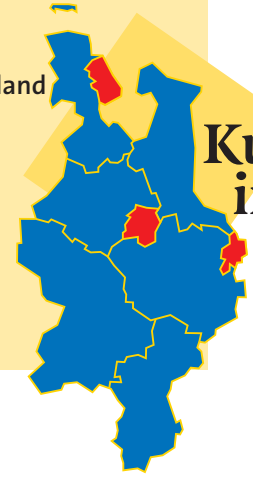
Im Oldenburger Land sind die beiden großen Kirchen in etwa gleich stark und ihr Kirchengebiet ist deckungsgleich. Man könnte annehmen, dass das besonders gute Voraussetzungen sind für die Ökumene. Wie stark ist der Geist des ökumenischen Miteinanders in der Region?
Die Voraussetzungen für die Ökumene sind im Oldenburger Land auch deshalb gut, weil es beiderseitig Erfahrungen gibt, was Minderheit und Mehrheit betrifft; die Protestanten sind im Norden in der Mehrheit, die Katholiken im Süden. Das bindet zusammen. Und es findet außerdem seit 40 Jahren das Gespräch zwischen den Kirchenleitungen statt, ein regelmäßiger Kontakt und Gedankenaustausch. Insofern sind wir im Vergleich zu anderen Regionen in der Ökumene in einer komfortablen Situation …

„Wir brauchen keine Stubenhocker, denn die Kirche muss mobil sein.“

Bilder: Peter Kreier

… auch wenn Sie daran denken, dass der Papst in Rom immer wieder mal demonstrativ nur die katholische Kirche als die einzig wahre Kirche gelten lässt?
Ich will nicht verhehlen, dass uns solche Erklärungen schmerzen, auch weil dadurch alte Bilder weitertransportiert werden und wir uns nicht auf Augenhöhe begegnen. Wenn das immer wieder in Frage gestellt wird, ist es schon zermürbend. Das darf man auch in Richtung Rom ruhig mal sagen. Ich hatte allerdings den Eindruck, die Begrüßung durch Weihbischof Timmerevers bei meiner Amtseinführung war in einem anderen Ton gehalten.

Das Gespräch führte Rainer Rheude



Kultur
in der Region

„Gemeinsam sind wir stark“

Expressionismus-Ausstellungen gut besucht

Nicht nur zur Eröffnung Ende August war die Expressionismus-Ausstellung gut besucht. *Foto: Torsten Thomas*

Ausgebuchte Veranstaltungen und volle Säle: Das vom Oldenburger Kulturrat und Sponsoren geförderte Gemeinschaftsprojekt *Expressionismus – Auftakt zur Moderne* war ein voller Erfolg. Bis Ende November haben über 25.000 Gäste die Ausstellung besucht.

tt. Als vor 100 Jahren die in Dangast weilenden Vertreter der Dresdener Künstlergemeinschaft „Brücke“ zur ersten Expressionismusaustellung in das Augusteum einluden, rieben sich die vom Realismus des Kaiserreiches „verwöhnten“ Besucher verwundert die Augen. Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff und andere Vertreter des Expressionismus lösten mit ihrer bewusst verfremdeten Sicht der Dinge und dem künstlerischen Aufbegehren gegen die bestehende Ordnung einen wahren Schock aus: „Aus damaliger Sicht war es der Einbruch von Amateuren, die wie Aussätzige behandelt und mit Spott überzogen wurden. Aber sie besiegelten eindrucksvoll das Ende der Kunst des 19. Jahrhunderts“, machte Dr. Bernd Küster, Leiter des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, zur Eröffnung Ende August deutlich. Drei Monate später können die Akteure am Ende von einem ungebrochenen Interesse am Expressionismus und der besonderen Verbindung zu Dangast berichten. Neben dem Landesmuseum waren das Horst-Janssen-Museum, das Staatstheater, die Landesbibliothek und das Casablanca Kino beteiligt. „Im Augusteum wollten wöchentlich etwa 1.000 Besucher die Ausstellung sehen. Die über 100 Führungen waren sehr gut nachgefragt. Neben vielen Schulklassen kamen die Besucher aus dem gesamten nordwestdeutschen Raum, Bremen oder den Niederlanden“, erläuterte Ulrike Brandt, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Konzeption beteiligt war.

Wesentliche Bausteine für den Erfolg waren das gemeinsame Marketing, der lokale Bezug und die Vielfalt. Neben den Ausstellungen in beiden Museen oder Fahrten nach Dangast ging es in der Landesbibliothek um expressionistische Literatur, das Staatstheater zeigte Werke zeitgenössischer Autoren und im Casablanca liefen expressionistische Filme. „Gemeinsam sind wir stark. Die Kooperation in Oldenburg hat ausgezeichnet funktioniert. Viele Besucher nutzten das vom Verkehrsverbund Bremen/Niedersachsen (VBN) angebotene Expressionismus-Kombiticket, um sich möglichst viel in Oldenburg anschauen zu können“, unterstrich Anke Hansing vom Horst-Janssen-Museum. Neben einer mehrsprachigen Internetpräsenz und Flyern auf Niederländisch wurde in allen VBN-Zügen und Straßenbahnen Werbung für die Ausstellung gemacht. „Der gemeinsame Topf für das Marketing und die Zusammenarbeit mit der VBN waren sehr wichtig“, sagt sie. Das große Interesse ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass Dangast mehr zu bieten hat als Rhabarberkuchen: „Das lokale Ereignis vor 100 Jahren in Oldenburg und die Tatsache, dass viele der gezeigten Arbeiten berühmter Künstler quasi um die Ecke in Dangast entstanden sind, hat in die Ausstellungen gelockt“, so Hansing. Allein das Horst-Janssen-Museum kann auf über 14.000 Besucher verweisen. Mehr als zufrieden zeigte sich auch Corinna Roeder, Leiterin der Landesbibliothek. Ihr war es gelungen, eine einmalige Ausstellung mit Exponaten bedeutender Berliner Expressionisten zu organisieren. „Die Werbung kam an, und der Lesesaal platzte bei Veranstaltungen mehrfach aus allen Nähten. Darunter waren viele Gäste aus Bremen“, sagt sie. Inzwischen hat Roeder Anfragen aus Berlin und Hannover. Da die Leihgaben von sehr vielen unterschiedlichen Personen und Einrichtungen stammen, gestalte sich eine Weitergabe schwierig. Davon abgesehen soll sich die Kooperation bei passender Gelegenheit wiederholen.

Kulturkirche in Vechta auf dem Weg

Großer Erfolg für Xabier Egaña-Ausstellung

MB. Noch bis zum 18. Januar 2009 ist in der ehemaligen Franziskanerkirche in Vechta die Ausstellung des spanisch-baskischen Künstlers Xabier Egaña zu sehen. Die Ausstellung und der mehrsprachige Katalog sind dem Werk eines Künstlers gewidmet, der in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in der Klosterkirche zu Mühlen (Gemeinde Steinfeld) einen bedeutenden und vieldiskutierten Wandbildzyklus der modernen religiösen Kunst geschaffen hat. Zwei maßgebliche Einflüsse haben den Künstler in seiner Arbeit geleitet: das Selbstverständnis als Christ sowie ein daraus resultierendes politisches und sozial begründetes Engagement.

Schon die Ausstellungseröffnung war ein großer Erfolg, reichten doch die Plätze in der mit rund 300 Kunstinteressierten voll besetzten Kirche kaum aus. Diese überwältigende Resonanz ist zum einen der zutiefst religiös-humanistisch geprägten und politisch engagierten Kunst des Künstlers geschuldet, der durch seine Mühlener Wandgemälde in der Region kein Unbekannter ist, zum anderen aber auch dem Ort der Ausstellungseröffnung. Die ehemalige Franziskanerkirche in Vechta wird von der evangelisch-lutherischen und von der katholischen Gemeinde seit dem 1818 erfolgten gemeinsamen Protest gegen den Abriss der Kirche genutzt; sie ist gleichzeitig die Anstaltskirche der JVA für Frauen. Im Zentrum der Stadt Vechta gelegen, ist die Kirche bereits heute als Veranstaltungsort für Instrumental- und Chormusik etabliert. Die nun vollzogene erstmalige Nutzung als Ausstellungsraum bietet die Möglichkeit, die gewonnenen Erfahrungen in die anstehende Restaurierung und geplante Nutzungserweiterung der Kirche einzubeziehen. Und man kann als Ergebnis festhalten: der Kirchenraum eignet sich in seiner Schlichtheit dafür hervorragend. Für die Stadt Vechta könnte die Franziskanerkirche zu einem Ort der kulturellen Begegnung auf hohem Niveau, ganz im Sinne einer Kulturkirche werden. Mit dieser Entwicklung würde nicht zuletzt an eine bereits im 18. Jahrhundert von den Vechtaer Franziskanern gepflegte Tradition angeknüpft werden. Der Förderverein Klosterkirche Vechta unterstützt die Bestrebungen zu einer weiteren Öffnung der Kirche, so wird im Anschluss an die Werkschau Xabier Egañas eine Ausstellung zur Geschichte der Franziskaner in Vechta zu sehen sein. Man kann nur hoffen, dass diese Potenziale auch vom Land Niedersachsen als Eigentümer der Kirche erkannt werden und dass die dringend erforderliche Renovierung und der Ausbau zur Kulturkirche bald angegangen werden.

Die von der Oldenburgischen Landschaft mit Unterstützung des Vechtaer Landtagsabgeordneten Dr. Stephan Siemer und in Zusammenarbeit mit der JVA für Frauen, der Initiative Art i. G – Kunst im Gefängnis und der evangelisch-lutherischen Gemeinde Vechta initiierte Ausstellung trägt auch zu einem engeren kulturellen und wirtschaftlichen Austausch zwischen den prosperierenden baskischen Provinzen in Nordwestspanien und dem Oldenburger Land bei. So wird die Ausstellung 2009 in Bilbao und in San Sebastian mit dem in Vechta dreisprachig (deutsch, spanisch, baskisch) produzierten Katalog zu sehen sein. Die Oldenburgische Landschaft wird aus diesem Anlass eine Studienexkursion ins Baskenland organisieren (Informationen und Voranmeldungen: Oldenburgische Landschaft, Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg, Tel.: 0441/779180 info@oldenburgische-landschaft.de).

Eröffnung der Egaña-Ausstellung in der Klosterkirche in Vechta *Foto: privat*

Ausstellung
Xabier Egaña: De la Vida bis zum 18. Januar 2009
Klosterkirche Vechta: tägl. außer dienstags 15.00-17.00 Uhr, samstags und an Sonn- und Feiertagen 11.00-13.00 Uhr
JVA für Frauen Vechta: donnerstags 18.00-19.00 Uhr
(Zutritt nur mit gültigem Personalausweis)
Klosterkirche St. Bonaventura in Mühlen: tägl. 8.30-18.00 Uhr
St. Barbara- und Hedwigskirche Barnstorf: sonntags zum Gottesdienst um 11.00 Uhr und nach Vereinbarung

Schloss Gödens im Landkreis Friesland
Bilder: Torsten Thomas

Schloss Gödens – ein barockes Kleinod

Stiftung und Veranstaltungen sichern Erhalt

Von Torsten Thomas

Wer ein denkmalgeschütztes Schloss sein Eigen nennt und keine Millionen für den Erhalt auf dem Konto hat, muss sich etwas einfallen lassen. Auf Schloss Gödens wagt Karl Georg Graf von Wedel den Spagat zwischen öffentlichem Interesse und Privatsphäre, um eine der bedeutendsten Schlossanlagen Norddeutschlands erhalten zu können.

Imposant kommt das Wasserschloss hinter einer dichten Allee von uralten Bäumen zum Vorschein. Frisches Herbstlaub fällt auf die sorgsam angelegten Wege und in die erst vor Kurzem ausgebaggerten Gräben. Auf 18 Hektar haben ein barocker Landschaftsgarten, die Vorburg samt Grabensystem und das Schloss mit seinen Nebengebäuden die Zeiten unbeschadet überdauert. Das gilt in gewisser Hinsicht auch für den Hausherrn. Er wohnt in einem schlecht beheizbaren Museum zwischen kostbaren Gobelins und Möbeln, Ledertapeten aus dem 16. Jahrhundert oder den Prunkstücken und Reiseandenken seiner Vorfahren. Schloss Gödens gilt nicht ohne Grund als Kulturdenkmal von besonderem Rang, das seinen Tribut fordert. „Ein alter Herrensitz wie das Barockschloss Gödens ist für seinen Besitzer immer Freude und Verantwortung zugleich. Seit Jahrhunderten haben die Familie, Handwerker und Künstler ihren Beitrag zur Entstehung eines der bedeutendsten friesischen Kulturgüter geleistet“, erzählt Graf Karl Georg von Wedel und schließt das übermannshohe Portal zum Schloss auf, durch das man die zweistöckige Schlosshalle betritt.

Wer mit dem Blick von außen ein mondänes Gemäuer mit vielen Zimmern hinter den ehrwürdigen Mauern vermutet, wird enttäuscht. Der nordöstliche Teil des zweiflügligen Gebäudes mit einem achteckigen Treppenturm in der Mitte besteht fast nur aus der über zwölf Meter hohen Eingangshalle. An den Wänden und der umlaufenden Galerie hängen die Porträts derer von Wedel. Es riecht nach frischer Farbe. Im restlichen Teil des Flügels wird nach Jahrhunderten die erste moderne Küche auf Schloss Gödens eingebaut. Früher befand sich dort die Kapelle mit der darunterliegenden Familiengruft. Das Schloss besteht im Wesentlichen aus zwei riesigen Hallen. Alle anderen Räume im südlichen Teil sind nur über die Eingangshalle zu erreichen. Das ist ziemlich unpraktisch für den Hausherrn und hat dazu geführt, dass die Pläne, aus einem Teil ein Museum zu machen, verworfen wurden. In vielen der insgesamt 28 Zimmer scheint die Zeit schon vor Jahrhunderten stehen geblieben zu sein. Statt mit Heizungen sind die meisten Räume noch mit monströsen Kaminen ausgestattet. Sie zeugen von den vergeblichen Versuchen der Bewohner, die Räume zu heizen. Erst um 1926 war der einstige Sommersitz dauerhaft bewohnt.

Von der Eingangshalle aus geht es direkt in den quadratischen Rittersaal, der vermutlich eine kunsthistorische Sensa-

Die zwölf Meter hohe Eingangshalle

tion beherbergt. Alle vier Wände des prächtigen Barocksaals sind auf einer Höhe von über 8,5 Metern mit auf Leinwand gezogenen Gemälden bedeckt, die nach bisherigen Recherchen vom Berliner Hofmaler Augustin Terwesten (1649-1711) angefertigt wurden. Sie zeigen Szenen aus der griechischen Mythologie. Terwesten war Gründungsmitglied der Akademie der Künste und hat seine Spuren im Auftrag preußischer Kurfürsten in den Schlössern Oranienburg, Charlottenburg und im ehemaligen Berliner Stadtschloss hinterlassen. Die Restaurierung der Wandgemälde und des erhaltenen historischen Mobilars aus dem barocken Prunksaal, für die drei bis vier Jahre Arbeit eingeplant sind, wird einen siebenstelligen Betrag kosten. Da die Familie von Wedel das nicht alleine stemmen kann, wird das erste regionale Großprojekt der Kulturstiftung Schloss Gödens aus der Taufe gehoben. Öffentliche Mittel wurden beantragt, die bereits bewilligt sind. Weitere Gelder kommen von Stiftungen aus Niedersachsen und der Region sowie von Unternehmen. Im Gegenzug wird der Saal für besondere Anlässe zur Verfügung gestellt und zeitweilig der Öffentlichkeit zugänglich sein. Eine permanente Nutzung ist nach eingehender Prüfung aus denkmalschutzrechtlichen Gründen nicht möglich. Die kostbaren Gemälde würden den Besucheransturm nicht überleben. Dafür war der Barocksaal gleichsam Geburtsort für die Idee, historische Gebäude in der Region und ihre wechselvolle Geschichte gemeinsam zu vermarkten und zu erhalten. Dieser Idee wollen die Oldenburgische Landschaft, das Museumsdorf Cloppenburg und von Wedel gemeinsam Leben einhauchen. Geplant sind beispielsweise wechselnde Ausstellungen zur regionalen Adelskultur in Nordwestdeutschland.

Dafür bietet das im niederländischen Renaissancestil erbaute Wasserschloss die richtige Kulisse. Gegründet wurde die Herrlichkeit Gödens bei Sande um 1400 als Häuptlingssitz. 1517 entstand ein erster zweiflügliger Backsteinbau, der bis 1574 im Besitz der Familie von Oldenbokum war. Danach fiel die Herrlichkeit Gödens durch Heirat an die aus dem Westfälischen stammenden von Frydags. Nach einem Brand 1669 im nordöstlichen Flügel ließ Haro Burchard von Frydag das Schloss in seiner jetzigen Form wieder aufbauen und verlieh ihm seine barocke Note. Wiederum durch Heirat fiel der Besitz 1746 an die Familie von Wedel.

Um dieses kulturhistorische Denkmal erhalten zu können, sind Ideen und Phantasie gefragt. Der diplomierte Volkswirt und Bankfachmann von Wedel trat 1996 die Erbfolge an und wohnt seitdem auf Schloss Gödens. Vor zehn Jahren erfand er die Landpartien und Weihnachtsmärkte, gründete eine Entertainmentgesellschaft und gab Heiratswilligen die Möglichkeit, auf dem Schloss den Bund fürs Leben zu schließen. Wenn das Wetter mitspielt, folgen bei den Landpartien bis zu 15.000 Besucher dem Ruf des Grafen. Allerdings dienen die Veranstaltungen nicht dazu, die adlige Kasse aufzufüllen. Ein Großteil der Überschüsse aus Eintrittsgeldern und den Standgebühren fließt in den Unterhalt und die Restaurierung. Das vielbändige Archiv wird gerade abfotografiert, um es der Nachwelt zu erhalten. Die Veranstaltungen sind zudem eine gute Gelegenheit für die Organisatoren, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf Gödens zu lenken. „Uns geht es aber nicht darum, den letzten Besucher anzulocken, sondern diejenigen anzusprechen, die Interesse an dem Kulturgut haben“, sagt von Wedel.

Ein weiterer Schritt für den Erhalt der Anlage war 2005 die Gründung einer Stiftung, der Stiftung Kulturerbe Schloss Gödens, deren Ziel es ist, die Gesamtanlage mit Park, Schloss und Ausstattung nachhaltig zu erhalten und bewahren. Bislang wurden kleinere Projekte wie Gemälderestaurierungen der umfangreichen Familienportrait-Sammlung und einige Möbelinstandsetzungen verwirklicht. „Wir haben dieses Jahr damit begonnen, der Stiftung in Zusammenspiel mit anderen regionalen Kulturträgern neue Impulse zu geben“, macht er deutlich. Um Kulturinteressierte enger an das Schloss zu binden, soll der Freundeskreis „Schloss Gödens“ gegründet werden. Mit dem Mitgliedsbeitrag sind freier Eintritt zu Veranstaltungen und Einladungen auf das Schloss verbunden. Die Orangerie, in der früher Südfrüchte für die hauseigene Küche wuchsen, wurde vor Kurzem renoviert und zu einem geschmackvollen Raum umgebaut, der für Tagungen und Veranstaltungen angemietet werden kann. „Gemeinsam mit Experten gibt es erste Überlegungen, wie sich der riesige barocke Park für Besucher öffnen lässt, ohne die Privatsphäre der Bewohner allzusehr zu stören“, erklärt von Wedel und dreht den Schlüssel im Portal wieder um.

Oben: Der Rittersaal im Schloss Gödens ist ein barockes Gesamtkunstwerk. Die Wandbilder werden Augustin Terwesten, dem Hofmaler des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., des späteren Königs Friedrich I. in Preußen, zugeschrieben. *Unten:* Restauratoren bei der Arbeit an einem barocken Familienbild aus dem Bestand von Schloss Gödens. Die Restaurierung der bedeutenden Wandgemälde von Terwesten im Rittersaal soll in allernächster Zukunft erfolgen.

Ein Friedensfürst als „Friedensdenkmal“

Graf Anton Günther bekommt nach über 300 Jahren ein Reiterstandbild

Von Gabriele Henneberg

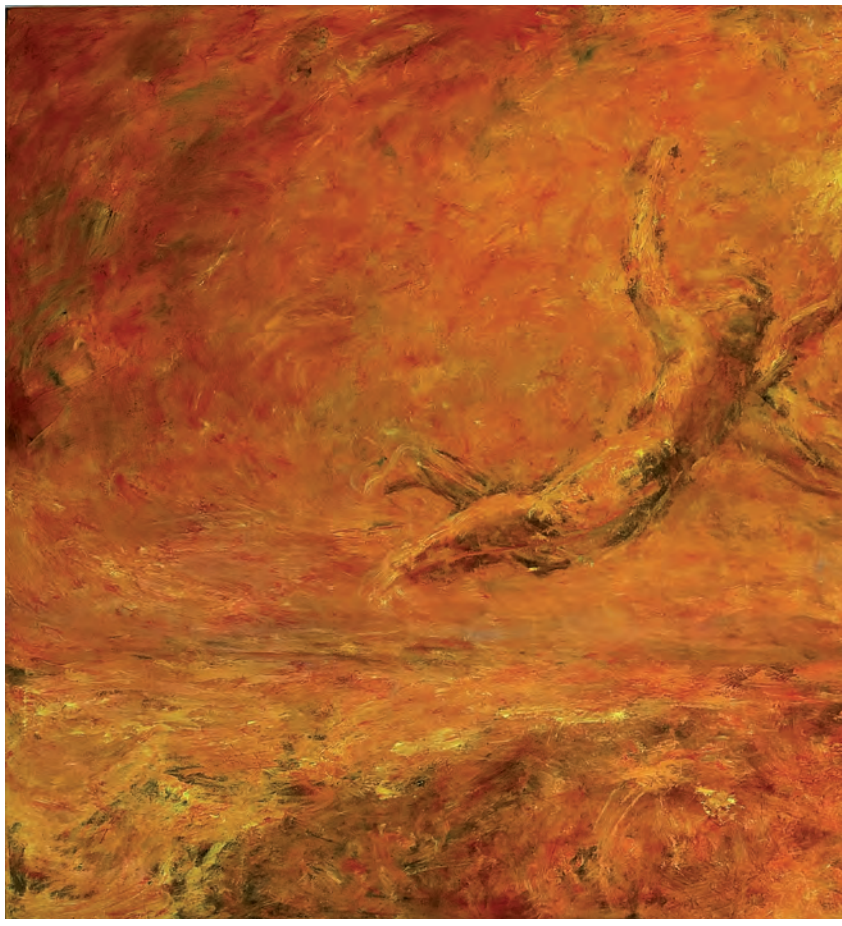
Fotos: Hendrik Reinert

Durch geschickte Handels- und Neutralitätspolitik brachte Graf Anton Günther das Oldenburger Land fast unversehrt und glücklich durch den Dreißigjährigen Krieg, der weite Teile Europas im 17. Jahrhundert verwüstete. Darum ist er eine zentrale Gestalt in der Geschichte des Oldenburger Landes. Lange hat es gedauert, bis ihm ein Denkmal gesetzt werden konnte. Der Verein, der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die bis dato einzige Initiative zur Errichtung eines Denkmals startete, verlor sein Vermögen durch die Inflation 1923.

Lediglich das Ende des 19. Jahrhunderts von August Oetken in der Oldenburger Innenstadt gemalte Wandbild Anton Günthers auf seinem Schimmel Kranich, das Kurt Sandstede 1947/48 erneuerte und das Mosaik von Wilhelm Tegtmeyer an der Graf-Anton-Günther-Schule in Oldenburg erinnerten bislang an den legendären Friedensfürsten. Das historistische Wandbild von August Oetken, das sich an dem Stich in der Winkelmann-Chronik von 1671 orientiert, ist heute Grundlage für die alljährliche Darstellung des Grafen beim Oldenburger Kramermarkt.

Die Eigenschaft als Friedensfürst hat Graf Anton Günther nun nach über 300 Jahren schließlich ein Denkmal beschert. In Elsfleth, das durch den „Weserzoll“ bis 1803 grundlegende Bedeutung für das Oldenburger Land hatte, wurde im Oktober dieses Jahres das bronzene Reiterstandbild vor dem sogenannten „Jagdschloss“ Graf Anton Günthers, dem heutigen Sitz der Heye-Stiftung, aufgestellt. Ein Friedensfürst als Denkmal für den Frieden ist nach Aussage des Stifters Kapitän Horst Werner Janssen der Grundgedanke gewesen. Ausgeführt wurde es von dem international erfolgreichen Oldenburger Künstler Michael Ramsauer (dessen Arbeit beim Guss ist nebenstehend zu sehen). Der Künstler hat ausgehend von den überlieferten Bildnissen des 17. Jahrhunderts, darunter das Reiterbildnis von Wolfgang Heimbach, einen völlig neuen Typus des Reiterstandbildes geschaffen, das sich historischer Vorbilder bedient, diese aber völlig neu plastisch ausdeutet.

An der Einweihung am 18. Oktober 2008 nahmen neben dem niedersächsischen Minister für Wissenschaft und Kultur Lutz Stratmann, dem Elsflether Bürgermeister Dietrich Möhring und den Landtagsabgeordneten Björn Thümler sowie Dr. Stephan Siemer auch stellvertretend für das Haus Oldenburg Christian Sigismund Prinz von Preußen teil, der über seine Mutter Kira Großfürstin von Russland enge verwandtschaftliche Beziehungen zum Hause Oldenburg hat. Elsfleth hat mit diesem Reiterstandbild ein einzigartiges Kunstwerk und einen touristischen Magneten gewonnen – darüber waren sich alle Anwesenden einig.



Verkündigung

Ein Altarbild für unsere Zeit

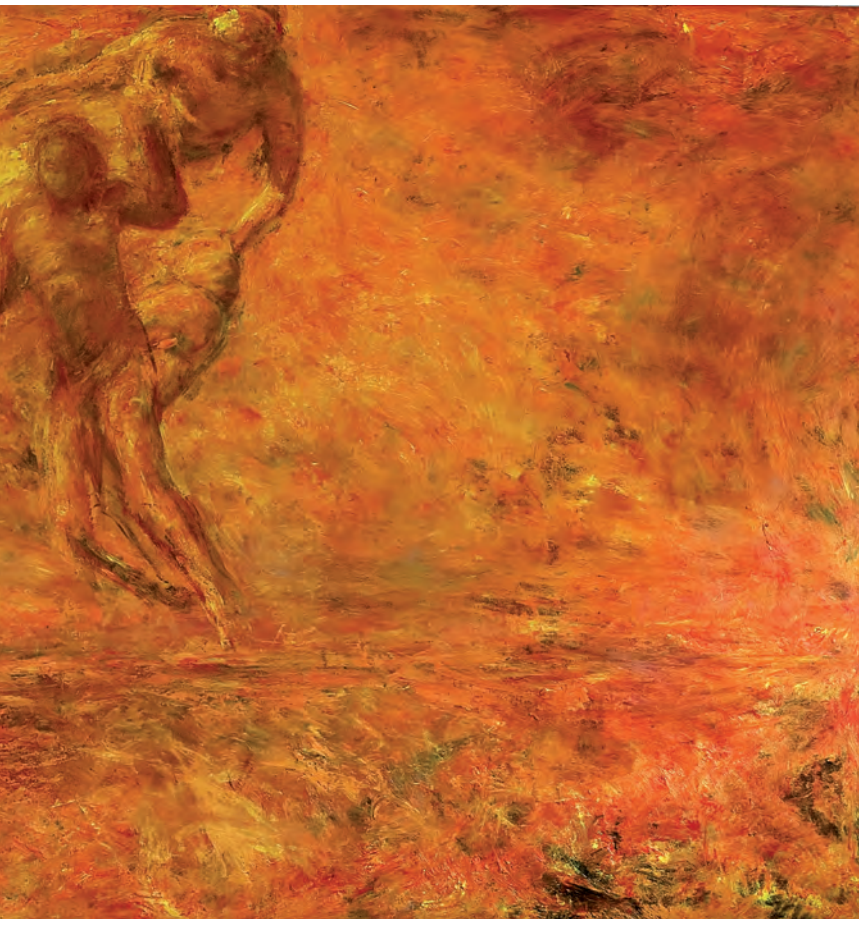
Michael Ramsauer malt im Großformat für die Kreuzkirche in Sandkrug

Von Jörg Michael Henneberg

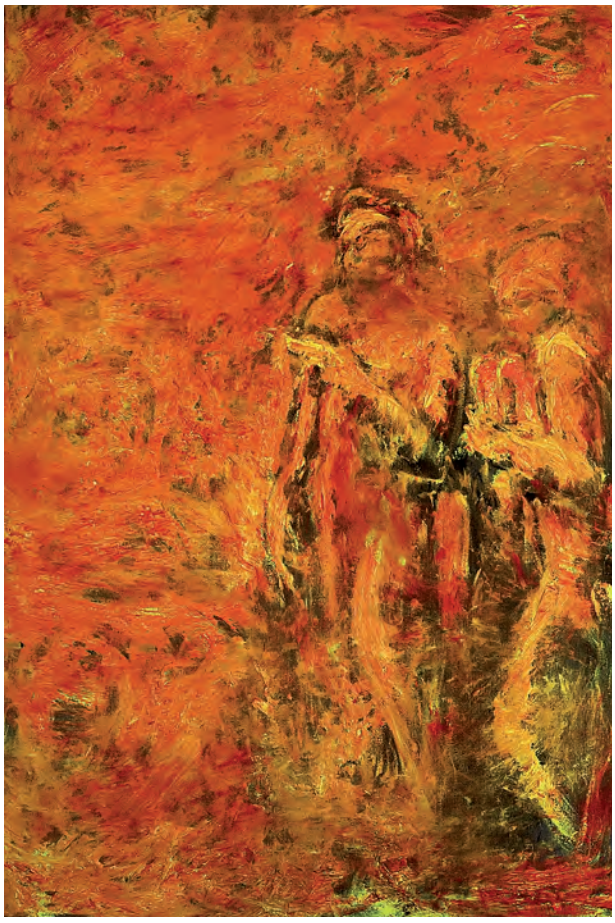
Seit Anbeginn der Malerei ist das Altarbild die wohl größte Herausforderung für einen bildenden Künstler. Komposition, Stil und Farbwahl müssen in Einklang gebracht werden mit der religiösen Botschaft. Denn das Altarbild hat seinen höchsten Zweck in der Verkündigung. Es darf sich nicht in der bloßen Ästhetik verlieren, es soll verständlich sein und gleichzeitig zeitgemäß. An diese große Aufgabe hat sich der Oldenburger Künstler Michael Ramsauer herangewagt und sie mit allergrößter Bravour gemeistert.

Das Triptychon in Sandkrug ist ein Ereignis innerhalb der zeitgenössischen Kunstdiskussion. Michael Ramsauer hat in das Zentrum des Geschehens die Himmelfahrt Christi gestellt. Die linke Tafel zeigt eine Frau, die in einem Farbraum einem Engel begegnet. Dies mag die Erscheinung des Engels im leeren Grab Jesu sein, lässt sich aber auch als Verkündigungsszene deuten. Auf der rechten Tafel sieht man Moses und Johannes den Täufer. Moses symbolisiert das Alte Gesetz und das Alte Testament, Johannes der Täufer die Ankunft der Gnade durch Jesus Christus. Johannes der Täufer hat einen überlängten Finger, der auf die Himmelfahrt Jesu weist. Dieses Altarbild wurde durch die Kirchbaustiftung der Ev.-luth. Kirche in Oldenburg und durch die Kulturstiftung der Öffentlichen Versicherungen in Oldenburg ermöglicht.

Das zentrale Motiv des Altarbildes schildert Christi Himmelfahrt. Drei fliegende Engel begleiten den Heiland, dessen Kopf von einer Corona umgeben ist, die sich als Nimbus verstehen



Himmelfahrt



Johannes, Moses

Michael Ramsauer, Triptychon, für die Evangelisch-Lutherische Kreuzkirche in Sandkrug, Öl auf Leinwand, Mitteltafel 2,45 x 4,50 m Höhe vor Breite, Seitentafeln jeweils 2,45 x 1,65 m. Der linke Teil zeigt eine Frau mit einem Engel in einem Farbraum, der sich als das leere Grab Christi, aber auch als Verkündigungsszene interpretieren lässt. Der Mittelteil thematisiert die Himmelfahrt Christi, auf der rechten Tafel sind Johannes der Täufer und Moses zu sehen. *Bilder: Hendrik Reinert*

lässt. Die rechte Altartafel zeigt Johannes den Täufer und Moses. Ein deutlicher Bezug auf das Werk Ludwig Münstermanns, besonders auf die Kanzel der evangelischen Kirche in Rodenkirchen. Hier war der Urgroßvater von Michael Ramsauer achtunddreißig Jahre Pastor.

Michael Ramsauer hat Maria auf der linken Tafel sowie Johannes den Täufer und Moses auf der rechten Tafel in den Vordergrund gerückt. Sie sind Zuschauer des Geschehens, das sich in der Mitte ereignet. Der Dialog zwischen Jenseits und Diesseits ist das eigentliche Thema des Altarbildes. Die Himmelfahrt Jesu wird zu einem immerwährenden Akt. Sie äußert sich in einer sehr bewegten Malerei. Die Figur des Heilands und der drei Engel gleicht einem „S“. Es ist eine Fortentwicklung der Figura Serpentinata des Manierismus, die als Linie des Lebens das Leben selber verkörpert und die ein Kennzeichen aller manieristischen Kunstwerke von Adrian de Vries über Bartholomäus Spranger bis hin zu Ludwig Münstermann ist. Diese Spirale endet im Haupt Christi. Der Manierismus mit seiner abstrahierenden, die Extremitäten überlängenden Formensprache und in seiner oft metallisch unnatürlichen Farbigkeit ist lange schon eine Quelle der Inspiration für den Künstler.

Sehr aufschlussreich ist ein Vergleich zwischen den in Sepiabrauntönen gemalten Bozzetti (Seite 22 oben), den Ölskizzen, und dem Altarbild. In den Ölskizzen ist das Gegenständliche, sind die Figuren viel stärker ausgeprägt, aber es findet sich in dem

Michael Ramsauer, Himmelfahrt Christi, Öl auf Pappe, Entwurfskizze für das Hauptbild des Triptychons in der Kirche in Sandkrug

schwungvollen Duktus schon etwas, das auf das Werden der neuen Form hinweist. Gewissermaßen hat sich Michael Ramsauer von diesem Bozzetti immer weiter ent-fernt. Der Grad der Abstraktion ist beim Malen des Altarbildes immer mehr gesteigert worden, aber die Form wurde keineswegs aufgegeben. Das fertige Altarbild ist immaterieller als die Ausgangsskizzen und transzendenter. Die warme Farbigkeit, das Farbenmeer aus Rot und Gelb, gleicht dem wärmenden Feuer und mancher wird sie auch wohl als Wärme der göttlichen Liebe deuten. Michael Ramsauers Altarbild steht in der Tradition der Auferstehungsaltarbilder und bezieht auch die Kenntnis vom Werk eines Matthias Grünewald mit ein. Es ist ein Bekenntnis zur Malerei, aber auch zur Plastik, in dem er die Figuren modellierend gemalt hat, sodass sie fast aus der Leinwand heraustreten.

Eine ungeheuerliche Leistung ist dieses Werk allein schon in der Meisterung des Formates. Aufgrund der Dimensionen war diese Arbeit auch körperlich eine Herkulestat. Faszinierend ist die Offenheit der Thematik und die Komposition. Sie bietet viele Möglichkeiten des Zuganges an. Das Altarbild steht dennoch fest in der Tradition religiöser Vorstellungen, sodass man hier von einer wirklich neuen und vor allen Dingen zeitgenössischen Sakralmalerei sprechen kann. Der fast monochrome Farbklang ist für Michael Ramsauer mit Spiritualität aufgeladen. Das Auge des Betrachters setzt sich das Altarbild zusammen. Der Betrachter wird selbst zum Schöpfer. In der meditativen Betrachtung dieses Altarbildes wird für jeden ganz persönlich und individuell das Heilsgeschehen deutlich. Jesus hat den Tod überwunden und das ewige Leben errungen. Dies ist die Botschaft, die der Betrachter von diesem Kunstwerk empfängt. In der Freiheit der Form und der doch klassischen theologischen Deutungsmöglichkeit sind Gesetz und Gnade miteinander verbunden. Wie einen kleinen Fingerzeig sieht man dieses Prinzip auf der rechten Tafel verbildlicht, wo Moses und Johannes der Täufer für die Prinzipien Gesetz und Gnade für das Alte und für das Neue Testament stehen.

Oben von links nach rechts: Horst Schreiber, Vorstand der Kulturstiftung der Öffentlichen Versicherungen Oldenburg, Pastor Hansjörg Hochartz und Michael Ramsauer

Unten von links nach rechts: Architekt Prof. Dr.-Ing. Volker Droste, Irmtraud Rippel-Manß, Kuratorin, Uta Köser und Reinhard Köser, Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft.

Meisterwerk des Historismus

Gottfried Kiesow in Rastede

Von links nach rechts: Folker von Hagen, AG Baudenkmalpflege, Horst-Günter Lucke, Landschaftspräsident, Bernhard Rothlübbers, Landesamt für Denkmalpflege, Prof. Dr. Dr. Gottfried Kiesow, Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Jörg Michael Henneberg und Dr. Michael Brandt, beide Oldenburgische Landschaft, Caroline Herzogin von Oldenburg, von hinten: Christian Herzog von Oldenburg
Bild: Gabriele Henneberg

JMH. Auf Einladung des Ortskuratoriums Oldenburg der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Oldenburgischen Landschaft stattete der 1. Vorsitzende der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Professor Dr. Dr. Gottfried Kiesow, dem Residenzort Rastede am 10. November 2008 einen Besuch ab. Zunächst stand das Palais mit dem umgebenden Park auf dem Programm.

Gottfried Kiesow, der mit seinem Buch das „Verkannte Jahrhundert" am Beispiel Wiesbadens eine Lanze für den lange nicht geschätzten Historismus gebrochen hat, zeigte sich beeindruckt von diesem Kleinod historistischer Architektur und Gartenkunst. Das Palais wurde 1825 von Herzog Peter Friedrich Ludwig für den Erbprinzen und späteren Großherzog Paul Friedrich August erworben und im klassizistischen Stil umgestaltet.

Große Bedeutung für das Oldenburger Land erlangte das Palais als Sommerresidenz des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter, der das Gebäude 1882 durch den Hofbaurat Schnitger im Sinne des Historismus umgestalten ließ. Nikolaus Friedrich Peter war neben dem in München residierenden Grafen Schack der bedeutendste Sammler zeitgenössischer Malerei des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Professor Kiesow sieht die herausragende Bedeutung des Palais in seiner bis heute beeindruckenden Authentizität. Infolge der Aufklärung verringerte sich das höfische Zeremoniell und auch die Fürsten lernten einen bürgerlichen Lebensstil schätzen. Dieser Rückzug einer fürstlichen Person in das Private lässt sich im Palais Rastede bis heute deutlich ablesen.

Bei seinem Rundgang wurde er von den Eigentümern, Herzog Christian von Oldenburg und dessen Ehefrau, Herzogin Caroline, begleitet. Erstrebenswert wäre eine Wiederherstellung sämtlicher historischer Farbfassungen der Räume, betonte Gottfried Kiesow, und ein sensibler Umgang mit der überkommenen historischen Substanz. Nach dem Rundgang luden Herzog Christian und seine Frau in das herzogliche Schloss ein. Fazit des Besuchs von Gottfried Kiesow in Rastede ist, dass das Oldenburger Land mit dem Residenzort Rastede über einen Ort von höchstem kunsthistorischen Rang verfügt. Das Ortskuratorium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und die Oldenburgische Landschaft werden in Zukunft eng in Denkmalfragen zusammenarbeiten. Am Abend hielt Gottfried Kiesow in der Lambertikirche in Oldenburg einen Vortrag über historistische Architektur, in dem er in das Phänomen des Historismus auch den romantischen Klassizismus, den Neoklassizismus und den Jugendstil mit einschloss.

Das Linienschiff S.M.S. „Oldenburg“ im Ersten Weltkrieg

Tochter des Großherzogs war Patin

Von Eberhard Kliem

Das Linienschiff S.M.S. „Oldenburg“ lief am 30. Juni 1910 bei der Schichau-Werft in Kiel vom Stapel. Die Taufrede hielt Großherzog Friedrich August von Oldenburg, die Taufpatin war seine Tochter Sophie Charlotte, die Gemahlin des zweiten Sohnes von Kaiser Wilhelm II, Prinz Eitel Friedrich.

Das Schiff war der Namensnachfolger des uralten Kasemattschiffes III. Ranges S.M.S. „Oldenburg“, das am 20.12.1884 bei der Vulkanwerft in Stettin vom Stapel gelaufen war und fast genau zwei Jahre später für die aktive Flotte in Dienst gestellt wurde. Technisch gesehen war das Schiff schon bei der Indienststellung ein Rückschritt, da in anderen Marinen die schwere Artillerie längst in Drehtürmen aufgestellt war. Sein Gefechtswert war gering und auch als Seeschiff war es misslungen, da es schon bei mäßigem Seegang stark stampfte, sehr luvgierig war und bei schwerem Wetter gegen die See nicht andampfen konnte. Im Vorschiff waren 60 t Ballast fest vermauert. Wegen seiner hochbordigen Konstruktion hatte es in der Flotte den Spitznamen „Bügeleisen“. Trotz dieser Mängel verrichtete die „Oldenburg“ in der Flotte bei Manövern und auf Fahrten bis in das Mittelmeer ordentlich ihren Dienst, bis sie Anfang des Jahres 1904 zwar außer Dienst gestellt, der Reserve bis 1912 jedoch zugeteilt blieb, um dann endgültig aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichen zu werden.

Der Marinemaler Alexander Kircher hat die S.M.S. „Oldenburg“ zusammen mit der noch älteren Segelfregatte S.M.S. „Niobe“ in einem farbenprächtigen und eindrucksvollen Gemälde der Nachwelt erhalten. Das Gemälde ist im Besitz der Marineschule Flensburg-Mürwik.

Das am 1.5.1912 in Dienst gestellte neue Linienschiff war nach Größe, Konstruktion und Bewaffnung eines der modernsten Schiffe der Kaiserlichen Marine. Voll ausgerüstet hatte das Schiff ein Deplacement von fast 25000 t. Mit 167 Meter Länge und 29 Meter Breite erreichte es eine Geschwindigkeit von 20 Knoten. Die Bewaffnung bestand aus sechs Doppeltürmen Kaliber 30,5 cm und einer Mittelartillerie von vierzehn Einzelgeschützen des Kalibers 15 cm. Eine derartige Bewaffnung war der der vergleichbaren englischen Linienschiffe allerdings sowohl vom Kaliber als auch der Anzahl unterlegen!

S.M.S. „Oldenburg“ wurde nach Indienststellung der I. Division des I. Geschwaders mit Heimathafen Kiel zugeordnet. Geschwaderchef war der im Boxeraufstand berühmt gewordene Vizeadmiral von Lans (1861 – 1947). In diesem Verband blieb das Linienschiff ununterbrochen bis zum Kriegsende 1918. Im gleichen Geschwader eingesetzt waren die Linienschiffe S.M.S. „Ostfriesland“, „Thüringen“, „Helgoland“, „Posen“ „Rheinland“, „Nassau“ und „Westfalen“.

Da nach dem Ausbruch des I. Weltkrieges die von der Marineführung erwartete Seeschlacht mit der britischen „Grand Fleet“ in der Deutschen Bucht nahe Helgoland ausgeblieben war, dauerte es einige Zeit, bis sich die Hochseeflotte zu einem neuen strategischen Konzept durchgerungen hatte. Erst mit der Übernahme des Kommandos durch Vizeadmiral Reinhart Scheer (1863 – 1928) als Chef der Hochseeflotte am 24.1.1916 war dieser Prozess abgeschlossen und es galt nun, die britischen Flottenstreitkräfte durch planmäßiges aktives Vorgehen dazu zu zwingen, aus ihren abwartenden Positionen heraus Teilstreitkräfte in die Deutsche Bucht vorzuschieben und dadurch günstige Angriffsmöglichkeiten für die deutschen Seestreitkräfte zu schaffen. Insgesamt sollte die Hochseeflotte die Initiative ergreifen und trotz eigener zahlenmäßiger Unterlegenheit jede günstige Gelegenheit zur Schädigung des Gegners ausnutzen.

In den ersten Monaten des Jahres 1916 machte die gesamte Hochseeflotte mit allen Geschwadern und einsatzbereiten Linienschiffen und damit auch mit S.M.S „Oldenburg“ insgesamt fünf Vorstöße in die Nordsee und angrenzende Gewässer. Dabei wurden u.a. am 24. und 25. April die englischen Häfen Lowestoft und Yarmouth beschossen. Zu einem Zusammenstoß mit der englischen Flotte kam es dabei zum Bedauern sowohl der deutschen als auch der britischen Seekriegsleitung und ihrer Offiziere nicht. Ein ähnliches Unternehmen gegen Sunderland war für den 31. Mai/1. Juni zwar geplant, wurde aber wegen der ungünstigen Wetterverhältnisse umgeändert in einen Vorstoß nach Norden in den Skagerrak zur Störung des dort vermuteten englischen Handelsschiffsverkehrs. Die englische Funkaufklärung hatte davon durch Abhören der deutschen Funksprüche zwar Kenntnis erhalten, ihr war aber entgangen, dass nicht nur Teile, sondern die gesamte deutsche Hochseeflotte nahezu geschlossen ausgelaufen war.

„Segelfregatte S.M.S. Niobe und Panzerschiff S.M.S. Oldenburg passierend." Gemälde von Alexander Kircher, Öl auf Leinwand, Größe 80 x 110 cm, ohne Datum, signiert u. r. Alex Kircher, Marineschule Mürwik.

Am 31. Juli morgens um 3.30 hatte auch S.M.S. „Oldenburg" mit dem I., II. und III. Geschwader das Kriegsfeuerschiff Jade mit Kurs Nord passiert. An Bord des Linienschiffes unter seinem Kommandanten Kapitän zur See Wilhelm Höpfner (1868 – 1951) dienten zum damaligen Zeitpunkt 1284 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Die Besatzung des Schiffes war hervorragend ausgebildet und hoch motiviert. Etwa zwei Stunden vor dem Gros der Hochseeflotte war die I. und II. Aufklärungsgruppe unter Admiral Franz Hipper (1863 – 1932) mit fünf Schlachtkreuzern und zwei Torpedobootsflottillen ausgelaufen. Und diese Vorhut stieß am Nachmittag desselben Tages auf der Höhe des Skagerrak auf die ersten Geschwader der von Norden her herandampfenden „Grand Fleet". Die später von den Deutschen als Skagerrakschlacht, von den Engländern als Battle of Jutland bezeichnete Schlacht begann. Erst zwei Stunden später prallten beide Schlachtflotten mit fast sechzig Großkampfschiffen, zahlreichen Kleinen Kreuzern und über 100 Torpedobooten und Zerstörern aufeinander. Beide Seiten waren gleichermaßen überrascht. Das „lang Warten" auf die Schlacht hatte sein Ende gefunden. In der langen Gefechtslinie der deutschen Linienschiffe kämpfte die „Oldenburg" nun als 12. Schiff gegen die englischen Linienschiffe. Deren Gefechtsformationen waren bald taktisch besser positioniert, da sie wie der Strich über dem „T" quer zur deutschen Linie standen und dadurch mit der vollen Breitseite ihrer schweren Geschütze den Gegner bekämpfen konnte, während die deutschen Schiffe nur mit ihren vorderen Gefechtstürmen antworten konnten: die klassische Gefechtsituation des „Crossing the T ".

Nun zeigte sich die hervorragende taktische Ausbildung der deutschen Flotte, denn durch eine sogenannte Gefechtskehrtwendung, in der alle Schiffe auf ein bestimmtes Signal auf Gegenkurs gingen, entzog sich Admiral Scheer mehrfach der drohenden Umklammerung durch die zahlenmäßig überlegene englische Hauptstreitmacht. Dadurch gehörte „Oldenburg" nun plötzlich zu den Spitzenschiffen der deutschen Gefechtslinie. Nahezu drei Stunden zog sich das schwere Artilleriegefecht zwischen den Linienschiffen beider Flotten auf Entfernungen zwischen 13 und 16 Kilometern hin, bis die hereinbrechende Dunkelheit und der über der See liegende Qualm der schweren Artillerie und der brennenden Schiffe die Sichtverhältnisse derart verschlechterte, dass sich die Gegner außer Sicht verloren. Während dieses Abschnittes der Schlacht hatte „Oldenburg"

„S.M.S. Oldenburg, Skagerrak 31. Mai/1. Juli", Autotypie, vierfarbig, Größe 32 x 48 cm, signiert u. r. Claus Bergen, Wilhelmshaven, Original Marineschule Mürwik, Kopie Detlef Hagemeier, Mühlheim.

zusammen mit „Nassau", „Helgoland" und dem Flottenflaggschiff „Friedrich der Große" das englische Linienschiff H.M.S. „Warspite" bekämpft und so schwer getroffen, dass es seinen Platz in der Gefechtslinie nicht mehr halten konnte und das Schlachtfeld verlassen musste.

Beide Flotten waren mittlerweile auf Südkurs gegangen und die später sogenannte Nachtschlacht begann. Hierfür waren die deutschen Schiffe durch eine vorherige langjährige und intensive Ausbildung zwar besonders gut vorbereitet, aber die unübersichtliche nächtliche Situation, Probleme bei der Weiterleitung von Signalen und Funksprüchen und das schwierige optische Unterscheiden bei Nacht zwischen Freund und Feind forderte höchste Anstrengung und Konzentration besonders der Brückenbesatzungen. „Oldenburg" war das fünfte Schiff in der Gefechtslinie, die bei geringem Abstand der Schiffe und bei völliger Dunkelheit nach Süden dampfte.

Kurz nach Mitternacht wollte der deutsche Kleine Kreuzer S.M.S. „Elbing" von Backbord kommend die Linie der deutschen Schlachtschiffe durchbrechen. Dieses immer riskante Manöver misslang, weil der Vordermann von „Oldenburg", das Linienschiff S.M.S. „Posen", den Kreuzer rammte. Das unglückliche Schiff sank später. Durch harte Ruder- und Fahrtmanöver geriet die deutsche Linie in Unordnung. Nur Minuten später wurden sie von Backbord durch die IV. englische Zerstörerflottille angegriffen.

Auf kürzeste Entfernung zwischen 800 und 1600 Meter und bei negativer Rohrerhöhung der schweren Artillerie wurde der Angriff abgewehrt, aber „Oldenburg" erhielt einen schweren Treffer in den vorderen oberen Scheinwerfer oberhalb der Brücke. Sprengstücke töteten oder verwundeten nahezu die gesamte Brückenbesatzung mit vier Offizieren, den Wachoffizier, den Rudergänger und fast das gesamte Signalpersonal. Verwundet wurde auch der Kommandant. Die hohen Personalverluste kamen zustande, weil das Brückenpersonal den gepanzerten Gefechtsstand mit den nur schmalen Sehschlitzen verlassen hatte, da offensichtlich nur außerhalb des Panzerschutzes ein hinreichender Überblick über die nächtliche Gefechtssituation gewonnen werden konnte. Durch Ausfall des Rudergängers bestand die unmittelbare Gefahr der Kollision von „Oldenburg" mit der vor ihr fahrenden „Posen" und der ihr folgenden „Helgoland". Die Überlieferung berichtet, dass der Kommandant selbst trotz Verwundung das Schiff wieder auf Kurs gebracht habe, bevor der Erste Offizier Korvettenkapitän Vollmer (geb. 1877, gest. unbekannt) das Kommando übernahm. In diesem Gefecht trug „Oldenburg" zur Versenkung der englischen Zerstörer H.M.S. „Fortune" und „Ardent" bei. In den folgenden Stunden kam es immer wieder zu Schusswechseln mit englischen Torpedobooten und Zerstörern, bei denen wegen der kurzen Distanzen zumeist die Mittelartillerie der Linienschiffe eingesetzt wurde. Ohne weitere Schäden überstand die „Oldenburg" diese kritischen Situationen.

Bei beginnendem Sonnenaufgang, gegen vier Uhr morgens am 1. Juni, stand die deutsche Flotte bei Hornsriff und bereitete sich auf das Einlaufen in die Flussmündungen vor. Die Meldungen hinsichtlich der Position der englischen Flotte waren so ungenau, dass ein eigentlich erfolgversprechender Ansatz gegen die englischen Schiffe insbesondere durch deutsche Torpedoboote unterbleiben musste. Die Schlacht war zu Ende.

S.M.S. „Oldenburg" war vergleichsweise glimpflich davon gekommen. Die Besatzung hatte acht gefallene und 14 verwundete Marinesoldaten zu beklagen, hervorgerufen durch einen schweren Treffer der gegnerischen Mittelartillerie, der materiell allerdings wenig Schaden angerichtet hatte. In der gesamten Schlacht hatte das Schiff 53 Schuss seiner schwe-

ren 30,5 cm Geschütze gefeuert, dazu 88 Schuss Kaliber 15 cm und 30 Schuss Kaliber 8,8 cm seiner mittleren und leichten Artillerie. Für weitere Einsätze im Sicherungs- und Vorpostendienst stand die „Oldenburg“ uneingeschränkt zur Verfügung. Im Juli wurden ihre Schäden in einer kurzen Werftliegezeit behoben und schon bei dem Flottenvorstoß vom 18. – 20.August war sie wieder im Einsatz.

In der Skagerrakschlacht hatte sich die kaiserliche Flotte der britischen „Grand Fleet“ als ebenbürtig erwiesen. Das taktische und seemännische Geschick der Kommandanten, Geschwader- und Flottillenchefs in der Gefechtsführung war ausgezeichnet und die führenden Admirale Hipper und Scheer hatten sich auch in schwierigsten Situationen operativ der Lage gewachsen gezeigt. Die Besatzungen der Schiffe und Boote waren hervorragend ausgebildet, hoch motiviert und den Belastungen einer fast 24-stündigen ununterbrochenen Schlacht in jeder Beziehung gewachsen. Die deutschen Schiffe waren konstruktiv den vergleichbaren englischen Schiffen überlegen und selbst nach härtesten Treffern noch schwimmfähig geblieben, während gerade große britische Schiffe unerwartet schnell mit hohen Menschenverlusten explodierten. Die Schiffs- und Menschenverluste der „Grand Fleet“ waren daher deutlich höher als die der Hochseeflotte. Zu Recht konnten die Deutschen deshalb über einen taktischen Sieg jubeln, was sie auch ausgiebig einschließlich des deutschen Kaisers bei seinem Besuch in Wilhelmshaven am 5. Juni taten.

Strategisch änderte sich trotz dieses Erfolges an der Lage im Seekrieg nichts. Nach wie vor blockierte die britische Flotte die Nordsee und daran konnte die kaiserliche Marine nichts ändern. Beide Flotten waren zudem ängstlich darauf bedacht, die wertvollen Schiffe keiner unkalkulierbaren Gefährdung auszusetzen. Die Engländer konnten sich dies leisten, die Deutschen eigentlich nicht. Andererseits waren die Briten nicht in der Lage, in die Ostsee einzudringen und ihre russischen Bundesgenossen zu unterstützen. Dies führte dann 1918 mit zu deren Zusammenbruch.

In den folgenden Jahren war S.M.S. „Oldenburg“ bei den sporadischen Flottenvorstößen der Hochseeflotte als immer zuverlässiges Schiff stets dabei. Beim letzten Einsatz in der Nordsee vom 24. – 26. April 1918 musste sie den havarierten Schlachtkreuzer S.M.S. „Moltke“ fast 24 Stunden in Schlepp nehmen, bis dieser selber wieder fahrbereit war – eine seemännisch und navigatorisch herausragende Leistung der Besatzung. Zum Zeitpunkt der auf einigen großen Schiffen der Hochseeflotte ausbrechenden Meutereien lag „Oldenburg“ ebenfalls in Wilhelmshaven. Ihre Besatzung beteiligte sich jedoch nicht daran und verhielt sich der Schiffsführung gegenüber vollkommen loyal. Die Auslieferung nach Scapa Flow, wo sich die Flotte dann selbst versenkte, um nicht den Engländern in die Hände zu fallen, blieb der „Oldenburg“ erspart. Als Reparationsschiff „M“ wurde sie Japan zugesprochen, von diesem Staat aber an eine britische Abwrackfirma verkauft und 1921 in Dortrecht verschrottet.

Silberner Tafelaufsatz aus der Offiziermesse S.M.S. Oldenburg, Höhe 63 cm, Länge 88 cm, Schifffahrtsmuseum der oldenburgischen Weserhäfen in Brake. *Foto L. Thorlton*

Erhalten hat sich die stählerne Kriegsschiffsglocke des Schiffes – Ersatz für das aus Bronzemangel eingeschmolzene Original – im Marinemuseum in Wilhelmshaven und ein wunderbarer silberner Tafelaufsatz in Form des Wangerooger Leuchtturms – einst im Besitz der Offiziermesse – im Schifffahrtsmuseum in Brake. Der Widmung am Sockel des Tafelaufsatzes ist zu entnehmen, dass der Flottenverein des Großherzogtums Oldenburg diesen der Offiziermesse des Linienschiffes 1912 gestiftet hat. Die Offiziere der „Oldenburg“ schenkten den Tafelaufsatz in den Wirren der Revolution 1918 dem damaligen Wilhelmshavener Marinedekan Friedrich Ronneberger. Von dort gelangte er offensichtlich in privaten Besitz, um 1984 mit Hilfe großzügiger finanzieller Unterstützung einer Oldenburgischen Bank vom Braker Schifffahrtsmuseum erworben zu werden.

Der Autor ist Fregattenkapitän a. D. Er diente von 1961 bis 1997 in der Deutschen Marine, zuletzt im Nato-Hauptquartier in Brüssel. Nach seiner Pensionierung war er Geschäftsführer des Deutschen Marinemuseums in Wilhelmshaven und ist jetzt freiberuflich als Fachbuchautor tätig. Er wohnt mit seiner Familie in Rastede.

Ebenfalls von Eberhard Kliem stammt das Buch „Die Stadt Emden und die Marine“, erschienen im Frühjahr dieses Jahres im Verlag Köhler/Mittler, Hamburg. Es beschreibt die wechselvolle Geschichte der deutschen Marine unter ihren verschiedenen Flaggen in der Stadt Emden vom Großen Kurfürsten bis heute.

ISBN-13: 9783813208924 24,80 EUR

Altarbild in der Kapelle von Weihbischof Timmerevers (Ausschnitt). *Foto Willi Rolfes*

… un se gehbarde eren ersten gebaren sone …

De Wiehnachtsgeschichte up Platt üm dat Johr 1478

Noch ehrder de Bibel in 't Hochdüütsche översettet worn was, geev dat all Översetten in use plattdüütschen Sprake. Best bekannt is de Bibel van Bugenhagen üm 1534. Man dat giv noch öllere nedderdüütsche Bibeltexten. Üm 1524 giv dat de Delfter Bibel „in goeden plattden duytsche", wor domals mit mennt was, dat jedereen dat verstahn kunn. Öller is de so neumde Kölner Bibel. Dorvan giv dat in 't Diözesanarchiv to Münster uk een Exemplar. Se is so üm 1478 druckt worn. Wisse is dat Platt in disse Bibel nich dat, wat wi vandage snacken daut. Dat is de nedderdüütsche Sprak in 't 15. Johrhunnert. To de Tied was Platt noch Schriftsprak. Dat Wiehnachtsevangelium, so as Lukas dat upschreven heff, lutt dor so:

Unde it geschach in de dage : Eene ghebot ginck uth van den keyser augusto dat alle de werlt worde bescreve : desse erste bescrivinge ward gedaen van de richter Cyrenio in siria : unn se gingen al dat se bekenden. eene iewelick in siner stad : unn ock ioseph de gynck up van galilea van der stad nazareth in iudeam in de stad davids de doar is geheten bethlehem darumme dat he was van de huse unn van den ingesinde davids : dat he sick apenbarde ok mit maria siner getruwder swangeren husfrowe : unn dat geschach do se dar weren : de dage worden vorvult dat se geberen scholde : unn se gheberde eren ersten gebarne sone : unn want en in doke unn lede en in eene cribben wente dor en was anders nen stede in deme huse : unn de herden weren in der sulven iegenode wakende un helden de wake aver ere schape unn seet de engel des heren stunt by en unn de clarheit gades umevenck se.

De lüttken Porten in de Karken in Bethlehem

HS. Man mott sik duuken, wenn man dor dör will. Mag wäsen, dat sik dor all manges een över arget heff. Man dat dat nu so is, dor heff dat wat mit up sik: Vör hunnerte van Johrn heff man de grooten Döörn tomüürt un dor bloß 'ne lüttke Poorten weer för inhangen. Domals, to de Tied, as dat Hillige Land faken överfalln wüdd. De König, de dann den Krieg wunnen har, reet dann mit siene Saldoten dör de Döörn to de Karken rin. Mit 'e Tied was man dat wull över. Van doont off an is dor bloß noch 'ne lüttke Poorten, wor man nich maal in 't Stahn dörgahn kann.

In 't Magnificat bäet wi: „De Grooten, de dat Seggen hebbt, de stött He van ehrn Trohn, un för de, de anns nich tellt wedd, dor steiht He för in!"

De Schäpers, de domals as eierste begräpen hebbt, wat dor in 'n Stall van Bethlehem passeert is, wörn to domalge Tieden Lüüe, de anns kiener in Tell har. Man Gott's Söhn is dor heil anners. Jüst de lüttken Lüüe lätt He toeierste tau sik kaomen. Un He sülvest is een Kind van lüttke Lüüe. De drei Könige, de van wiet her kaamt, gaht löter för 'n lüttek Kind in de Kneie. Dat Lüttke is dat Groote.

Willt wi use Kinner wiesen, wo geern wi ehr hebbt, dann möt wi us daalhuuken, üm dat wi ehr up 'n Arm nähmen könnt. Bi groote Lüüe is dat nich väl anners. Wenn 't een nich good gaht, wenn een krank in 'n Bedde ligg, dann möt wi us duuken, wenn wi helpen willt. Wiehnachten un de lüttke Poorten in de Karken van Bethlehem wieset us den Weg. In Bethlehem heff Gott sik duuket, üm dat wi uphört anner Mensken unnertoduuken.

Plattdüütsch Veranstalten 2009

Up dat Johr 2009 giv dat uk weer een Plattdüütsch Sömmerfreitied för Familgen in de Kathoolsche Akademie in Stapelfeld.
„Pass up – de Römers kamt!" – so is de Wäk överschreven. Wi wedd us mit väls befaoten, wat mit Römers to daun heff. Wi wedd us Asterix un Obelix up Platt ankieken un wisse uk weer up Tour gahn. Worhen? Dat wedd noch nich veraoden. Termin: 29. Juni – 3. Juli 2009.

2009 hett dat dann uk weer: „Wecker kann 't an besten?" Dann giv dat den 23. plattdüütschen un saterfreisken Lääswettstriet. De Ollnborger Landskup lad't dorto rechter Tied weer in.

Frost is över Land trocken. De Lucht is hell un klaar. Wi teuvet aal up Schnei to Wiehnachten. Off dat woll wat wedd? *Foto Willi Rolfes*

Dat Woort

Ganz in 'n Anfang
wör dat Woort all dor –
un dat Woort, dat wör bi Gott,
ja, Gott sülvest wör dat Woort.
Ahn dat Woort was nicks –
nich in 'n Himmel
nich up Eern –
dör dat Woort is aals worn
– Himmel un Eern.
Dat Woort
treckt sik
so as ein Telt
wiethen över de heilen Welt.
Dat Woort
wat tellt
dat heff 'n Naamen
un is in 'n Kind
eis to us kaamen:
DU

Heinrich Siefer

Hillige Nacht

Dat Kind
in den Fauertrogg
is us Herr
so kummt
Gott
us Herr
to de Eer

Heinrich Siefer

Moorwinter

Langet Bentgrass
böget sik
mit 'n Wind
in bleike
Wintersünne

in Riegen
upstopelt

sitt düüster-natt
de Törf

över de Grovens
vull Water
treckt glösern
dat Ies

Heinrich Siefer

Auf zum Wissenschafts-Marathon!

Oldenburg steht vor einem anstrengenden Jahr – Voraussichtlich rund 500 Veranstaltungen

Von Rainer Rheude

Dr. Rainer Lisowski

In einem Jahr, da ist sich Dr. Rainer Lisowski sicher, werden die Oldenburger klüger sein als heute. Jedenfalls diejenigen, die Angebote der voraussichtlich rund 500 Veranstaltungen zur „Übermorgenstadt“ wahrnehmen. Volle zwölf Monate lang präsentiert sich Oldenburg den Bürgerinnen und Bürgern und den Besuchern als Deutschlands „Stadt der Wissenschaft 2009“, und es dürfte einigermaßen schwer sein, davon keine Kenntnis zu nehmen und unbeeindruckt zu bleiben. Denn die Stadt, die in der Vergangenheit gern das Image der properen Residenzstadt pflegte und die eher mit bescheidenen Mitteln auf sich aufmerksam zu machen versuchte, will diesmal nicht kleckern, sondern klotzen und beweisen, dass sie mehr zu bieten hat als viel Grün, Gemütlichkeit und Gediegenheit. Im Dialog zwischen Bürgern und Wissenschaftlern soll darüber nachgedacht werden, wie man in Zukunft leben möchte. Die Menschen in der Stadt und ihre Hochschulen und Forschungseinrichtungen, davon sind der Pressesprecher der Universität, Gerhard Harms, und Lisowski überzeugt, werden in den kommenden zwölf Monaten „so eng zusammenrücken wie noch nie zuvor“.

Lisowski, Projektleiter der „Stadt der Wissenschaft“, ist für die Organisation des Veranstaltungsmarathons im nächsten Jahr verantwortlich und er war, freilich überwiegend im Hintergrund agierend, auch der Kopf hinter der erfolgreichen Bewerbung um den Titel. Mit dem Dreiklang „Talente, Toleranz, Technologie“ gewann Oldenburg Ende Februar 2008 in Jena den vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft ausgeschriebenen Wettbewerb gegen Konkurrenten wie Konstanz, Heidelberg und Lübeck, deren Bewerbungen im Vorfeld vielfach als aussichtsreicher eingeschätzt wurden, zumal der Titel in den Jahren zuvor bereits zweimal nach Norddeutschland, nach Bremen und Braunschweig, vergeben worden war. Doch die 16-köpfige Jury entschied sich, wie es danach hieß, „um eine Nasenlänge“ für Oldenburg, was am Ende nicht nur von den Mitbewerbern neidlos anerkannt wurde. Der „Deutschlandfunk“ bescheinigte der Oldenburger Delegation „die frischeste Präsentation“, der „Südkurier“ in Konstanz lobte die „schlüssige Kampagne“ und die „Ideenschmiede“, und das „Hamburger Abendblatt“ zeigte sich davon angetan, dass bei der Oldenburger Bewerbung offenbar alle 159.000 Einwohner an einem Tau in eine Richtung gezogen haben.

Dem Konzept der „Übermorgenstadt“, so schwergewichtig die darunter subsumierten 16 Leitprojekte zunächst auch erscheinen mögen, ist ein Motto vorangestellt, das augenzwinkernd die seriösen und hohen Ansprüche der Veranstaltungsreihe etwas relativiert. Es stammt von Woody Allen und wurde schon von der Jury in Jena als humorvolles Aperçu aufgenommen: „Ich denke viel an die Zukunft, weil das der Ort ist, wo ich den Rest meines Lebens zubringen werde.“ Die Oldenburger sollen also nicht nur erkennen, welche großen Chancen und spannenden Perspektiven sich für die ökonomische Zukunft und für die Lebensqualität durch die kreative Beschäftigung mit der Wissenschaft auftun, sondern das gemeinsame Nachdenken über Utopien und Visionen soll auch Spaß bringen und unterhaltsam, bisweilen sogar witzig sein, ohne dass darunter die Ernsthaftigkeit der Themen leiden muss. Die verständliche Darstellung des Potenzials von Wissenschaft und Forschung in der Stadt soll vor allem auch junge Menschen neugierig machen auf Wissenschaft. „Woher, wenn nicht in und durch Wissenschaft und Spitzenforschung, sollen in zehn

Steht sonst im Watt: Der Container der Oldenburger Wattforscher wird zusammen mit dem Messpfahl in der Peterstraße stehen. *Bilder privat*

oder 20 Jahren die Arbeitsplätze kommen?“, sagt Lisowski. Es gehe nicht um Science Fiction und Mister Spock, sondern darum, welche Rolle Wissenschaft konkret in unserem Leben und Alltag spielt, hatte Oberbürgermeister Gerhard Schwandner schon in den Bewerbungsunterlagen geschrieben.

In der „Übermorgenstadt“ werden die drängenden Zukunftsthemen und -fragen aufgegriffen – nachhaltiges Wirtschaften und demografischer Wandel, Klimaschutz und Energieversorgung, die Zukunft der Bildung und die soziale Balance – und es wird gefragt (und, wo es möglich ist, auch bereits demonstriert), welche Antworten die Wissenschaft darauf hat. Allerdings legt Lisowski mit Nachdruck Wert darauf festzuhalten, dass Oldenburg keineswegs schon die Übermorgenstadt *ist*, sondern dass erst einmal Prozesse und Entwicklungen hin zu dieser Vision angestoßen werden müssen. Auf rund 1,3 Millionen Euro – 250.000 davon als Preisgeld vom Stifterverband und 500.000 Euro als Beitrag der heimischen Wirtschaft – schätzt der Projektleiter die Kosten für das gesamte Wissenschafts-Jahr. Nicht ohne Zuversicht verfolgt er die gegenwärtige Diskussion um den Kauf eines Hauses am Schlossplatz, das nach 2009 als „Schlaues Haus“ gewissermaßen das Erbe der „Stadt der Wissenschaft“ antreten könnte, indem in diesem Ausstellungs- und Veranstaltungsort dann der populärwissenschaftliche Dialog über die „Übermorgenstadt“ fortgeführt werden würde. Eine Form von Nachhaltigkeit, wie sie auch in Bremen mit dem „Haus der Wissenschaft“ eingerichtet wurde, mit mittlerweile jährlich 300 (!) Veranstaltungen.

Auf Prognosen, wie stark die Stadtoldenburger, aber auch Besucher aus der ganzen Region, die Angebote zur „Stadt der Wissenschaft“ vermutlich nutzen werden, lässt sich Lisowski nicht ein. Zumal eine ganze Menge in der Innenstadt passieren und damit auch eine „Laufkundschaft“ erreicht wird, die quasi im Vorübergehen mitbekommen soll, welche wichtige Rolle die Wissenschaft im normalen Leben der Bürger spielt und erst recht übermorgen spielen wird. Drei Projekte findet Lisowski schon heute besonders attraktiv, man könnte sagen, es sind seine Lieblingsprojekte: Der originalgetreue Nachbau eines Messpfahles, den Oldenburger Wissenschaftler vor Jahren tief ins Wattenmeer getrieben haben, die Umgestaltung der traditionellen „Traumgärten“ in der Innenstadt, die dieses Mal wissenschaftlichen Themen gewidmet sind, und die Klangwelten im OLantis Huntebad, wo sich erfahren lässt, wie und was man unter Wasser hören kann.

Hier passiert’s: Erste Übersicht

Eine erste, allerdings noch sehr grobe Übersicht über Veranstaltungen zur „Stadt der Wissenschaft“.

21. Januar: Offizieller Festakt zur Eröffnung im Oldenburgischen Staatstheater.

24. Januar, 15 Uhr: Start ins Wissenschaftsjahr mit der Kinder-Universität in der EWE-Arena. Eltern dürfen dieses Mal auch dabei sein.

ab Januar: Soiree mit Einstein: Schauspieler verkörpern Figuren der Wissenschaftsgeschichte.

ab Februar: Grenzenlose Klangwelten, u. a. wird im OLantis Huntebad die Frage beantwortet, wie und was wir unter Wasser hören.

ab März: Junge Utopien in Europa: Jugendliche aus ganz Europa entwickeln Theaterstücke zu Forschung und Zukunftsperspektiven; Xplora: Über 100 Nachbauten historischer Instrumente und Versuche sind im City-Center ausgestellt.

ab April: Ich zeige dir, wie Wissenschaft funktioniert: u. a. mit der längsten Experimentiermeile Deutschlands; Infobox „Schlaues Haus“: Wie wohnen wir übermorgen? Moderne Technik im Alltag der Zukunft.

ab Mai: Das Wattenmeer – die Zukunft unserer Küste: u. a. originalgetreuer Nachbau eines Messpfahles beim PFL; De Nederlandse visie op de Wereld: Oldenburger und Groninger kommen zusammen, um vom Nachbarn zu lernen.

ab Juni: Die Wissenschaftsgärten: Die traditionellen „Traumgärten“ in der Oldenburger City stehen 2009 ganz im Zeichen der Wissenschaft.

ab Juli: Die Wissenschaftsgeisterbahn: die Kultureta-ge bietet im leer stehenden Krankenhaus unter dem Flötenteich eine Mischung aus Dantes Inferno und Elfenbeinturmalbträumen; Archimedes auf dem Spielplatz: Ein Spielplatz wird „übermorgentauglich“ umgestaltet.

ab August: Wo liegt übermorgen? Was sagt der Pfarrer zum Urknall und der Professor zur Schöpfungsgeschichte?

ab September: Schreibnächte: An drei Abenden schreiben Kinder ihre Geschichte über das Thema „Oldenburg von übermorgen“.

ab Oktober: Tatort Alltag: versteckte Wissenschaft im Alltag; Wege zur neuzeitlichen Wissenschaft: Ausstellungszyklus des Landesmuseums für Natur und Mensch zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Am Ende Standing Ova

RR. Nur durch den außergewöhnlichen Einsatz von Lehrern und Schülern sei es gelungen, das Tanzprojekt „Trip to Dance“ einzustudieren, das an zwei Sommerabenden vor der Kulisse der Ruine des Zisterzienserklosters in Hude aufgeführt worden ist, lobte Dr. Karl-Heinz Ziessow, Projektleiter „Kulturportal Weser-Ems“ im Museumsdorf Cloppenburg. Er würdigte das Projekt der Huder Peter-Ustinov-Schule als Preisträger des Jugendförderpreises 2008 der Oldenburgischen Landschaft. Nach zwei Jahren Planung und sich über vier Wochen und täglich vier Stunden hinziehender Probenzeit war das Werk Anfang Juli im „Huder Klostersommer“ zu sehen. Der „Klostersommer“ wird vom Huder Kulturverein „Impuls“ gestaltet, der im jährlichen Wechsel Schau-

Drei Jugendförderpreise 2008, dotiert mit jeweils 1000 Euro, wurden bei der jüngsten Versammlung der Oldenburgischen Landschaft in Oldenburg verliehen. Die Preisträger sind das Musiktheater ACTivity des Gymnasiums Antonianum in Vechta, das Jugendtheater Rollentausch in Oldenburg-Kreyenbrück und das Schultanz-Projekt der Peter-Ustinov-Schule in Hude.

Engagement auch auß

RR. Schultheater-Projekte gebe es inzwischen an vielen Schulen in unterschiedlicher Form und Qualität; doch an die Umsetzung eines Musicals trauten sich nur sehr wenige, sagte Gudrun Oeltjen-Hinrichs, Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, bei Verleihung des Jugendförderpreises 2008 an das Musiktheater ACTivity des Vechtaer Gymnasiums Antonianum. Seit zehn Jahren gibt es das Musiktheater. Seitdem wurde in jedem Jahr mit großem Erfolg eine Musicalproduktion herausgebracht – unter anderem „Mephisto“, „Linie 1“ und „Die Dreigroschenoper“.

Oeltjen-Hinrichs lobte das große Engagement von Lehrern und Schülern, das regelmäßiges Arbeiten an Nachmittagen, an Abenden und Wochenenden erfordere, also auch außerhalb

Sich spielend mit den e

RR. Der Oldenburger Stadtteil Kreyenbrück gelte als soziales Problemgebiet, doch in der öffentlichen Wahrnehmung komme leider oft zu kurz, dass in diesem Stadtteil schon seit vielen Jahren eine hervorragende Theater- und kulturpädagogische Arbeit geleistet werde. Darauf hat Gudrun Oeltjen-Hinrichs, Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, bei der Verleihung des Jugendförderpreises 2008 an das Jugendtheater Rollentausch hingewiesen. In den zehn Jahren des Bestehens von „Rollentausch“ sind unter der Leitung des Diplom- und Theaterpädagogen Jörg Kowollik elf Theaterproduktionen und unzählige kleinere Präsentationen entstanden.

tions für das Huder Schultanz-Projekt

spiel, Tanz oder auch künstlerische Installationen als Schwerpunkt wählt.

Unter der Leitung des Berliner Choreografen Volker Eisenach hatten 130 Schülerinnen und Schüler der Ustinov-Schule eine Choreografie zur Orgelsymphonie von Camille Saint-Saëns erarbeitet. Flucht, Begrenzung, Ausgrenzung und Zuflucht waren die Szenarien, die zu der in einzelnen Passagen zurückhaltend-leisen, in anderen Passagen dynamisch-kräftigen Musik im weiten Klostergelände dargestellt wurden. Das am Ende stehend applaudierende Publikum sei von den tänzerischen Leistungen überaus angetan gewesen, lobte Ziessow.

Die Huder Aufführung hatte ein großes Vorbild: das „Rhythm is it“-Projekt von 350 Berliner Schülern, das 2003 mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Simon Rattle aufgeführt wurde und bei dem Eisenach einer der Choreografen war. Mit diesem Hintergrund und den Erfahrungen aus ähnlichen internationalen Projekten konnte er dafür gewonnen werden, an der Ustinov-Schule gemeinsam mit Katja Borsdorf und Lenah Strohmaier die choreografische Gestaltung und tägliche Probenarbeit zu leiten.

Das Projekt des Kulturvereins „Impuls“ wurde von der OLB, der Oldenburgischen Landschaft und der EWE-Stiftung gefördert.

erhalb des regulären Schulbetriebes

des regulären Schulbetriebes. ACTivity arbeitet alters-, klassen- und fächerübergreifend. Nicht die traditionellen Fächer stünden im Mittelpunkt, sondern Bühnenpräsenz, sicheres Auftreten, Tanz, Gesang und Schauspiel. Verschiedene Teams arbeiten im Bereich Plakatgestaltung, Programmheft, Homepage, Bühnenbau, Maske, Musik und Technik.

Planung, Organisation und Durchführung der jeweiligen Produktion würden immer gemeinschaftlich übernommen, berichtete Oeltjen-Hinrichs. „Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft, Selbständigkeit und soziale Kompetenz werden vom Team um die Regisseurin Annelie Bocklage in der gemeinsamen Zusammenarbeit gelebt.“

igenen Ängsten auseinandersetzen

Die Idee, Jugendlichen im Alter von 13 bis 19 Jahren die Möglichkeit zu geben, sich in Theaterprojekten mit ihren Wünschen, Erfahrungen, Ängsten und Perspektiven auseinanderzusetzen und sie mit künstlerischen und kreativen Mitteln auszudrücken, wurde im Jahr 1998 geboren und mit der Gründung des Jugendtheaters Rollentausch in die Tat umgesetzt. In Kreyenbrück, so Oeltjen-Hinrichs, gebe es einen hohen Anteil von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Die kulturellen Unterschiede seien die Lebenswirklichkeit dieser jungen Menschen. Diese Lebensrealität würde immer wieder in die von den jungen Menschen selbst entwickelten Theaterproduktionen einfließen. Dadurch würden ein Perspektivwechsel ermöglicht, Verständnis für das Anderssein vermittelt und Wege des respektvollen Umganges miteinander aufgezeigt.

Die Erfahrungen, die die Jugendlichen durch die Mitwirkung im Jugendtheater Rollentausch machten, stärkten sie auf verschiedenen Ebenen, sagte Oeltjen-Hinrichs. Außerdem würden durch die intensive gemeinsame Arbeit das kreative Potenzial, das Selbstbewusstsein, die soziale Kompetenz und das Verantwortungsbewusstsein gefördert.

Elke Syassen studierte Grafik-Design an der Hochschule für Künste, Bremen, mit Schwerpunkt Typografie und Fotografie bei Fritz Haase und Fritz Dressler. Sie lebt in Oldenburg und arbeitet als Grafik-Designerin für die Agentur mensch und umwelt. Dort war sie in den letzten Monaten auch für das Layout der Zeitschrift *kulturland* verantwortlich. Als Ausgleich für die Arbeit am Computer geht sie in ihrer Freizeit gerne mit Hund und Kamera spazieren.

Diese Märchenlandschaft zwischen Metjendorf und Neusüdende im Ammerland zauberte der Winter im Vorjahr. Und weil solche Tage im Oldenburger Land doch eher selten sind, hat sich nicht nur die Fotografin das Datum gemerkt: Es war der 22. Dezember 2007, der Sonnabend zwei Tage vor Heiligabend, als am Vormittag und bis in die Nachmittagsstunden hinein die Landschaft in strahlendem Sonnenschein wie unter einer Decke aus feinem Zuckerguss erstarrte. „Raureif ist die Mozartmusik des Winters, gespielt bei atemloser Stille der Natur“, hat der Garten-Philosoph Karl Förster (1874 – 1970) einmal geschrieben.

So schön ist das Oldenburger Land

Bild Elke Syassen

kurz notiert ...

Am 6. November feierten die **Amtsgerichte im Oldenburger Land** ihr **150-jähriges Bestehen** mit einem Festakt im Kreishaus in Westerstede. Die Festansprache hielt Landschaftspräsident **Horst-Günter Lucke** zum Thema „150 Jahre Gerichtsbarkeit vor Ort – Die Amtsgerichte im Oldenburger Land." Zum Jubiläum hat die Oldenburgische Landschaft eine Festschrift herausgegeben, die neben einer allgemeinen Einführung ins Thema Einzelbeiträge zu jedem der oldenburgischen Amtsgerichte und teilweise auch zu den nicht mehr bestehenden Amtsgerichten enthält. Die Festschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Oldenburgische Landschaft (Hrsg.): „Die Gerichtsbarkeit wird ausgeübt durch Amtsgerichte, ..." 150 Jahre Amtsgerichte im Oldenburger Land, Veröffentlichungen der Oldenburgischen Landschaft Band 13, Isensee Verlag, Oldenburg 2008, 304 S., ISBN 978-3-89995-513-2, Preis: 12,80 EUR.

Am 29. November eröffnete **Jörg Michael Henneberg**, stv. Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, in der **Kunstgalerie Barbara Tamm** die Ausstellung **„Horst Janssen 1929 – 1995 Radierungen und Lithographien"** Die Ausstellung in der Galerie, Burgstraße 4, 26122 Oldenburg, geht noch bis zum 17. Januar 2009,
Mo – Fr 10 – 13 Uhr und 14.30 – 18.30
Sa 10 – 16 Uhr, in der Adventszeit
Sa 10 – 18 Uhr

Mit der **Landschaftsmedaille** hat der Präsident der Oldenburgischen Landschaft, Horst-Günter Lucke (links), den Elsflether **Kapitän und Reeder Horst Werner Janssen** ausgezeichnet. Damit werde ein enger Freund und Förderer der oldenburgischen Kultur und Schifffahrt

Foto: Jörgen Welp

geehrt. Janssen, 1933 in Ostfriesland geboren, erwarb im Juni 1958 an der damaligen Seefahrtsschule in Elsfleth das Kapitänspatent. Seitdem blieb er der Stadt, in der er sich im August 1958 als Reeder selbstständig machte, als großzügiger Mäzen, unermüdlicher Ideengeber und Förderer diverser maritimer Einrichtungen, eng verbunden. Bis in die 60er Jahre hinein fuhr Janssen noch als Kapitän auf seinen eigenen Schiffen. Verdient machte er sich unter anderem als Präsident des Schulschiffvereins Großherzogin Elisabeth e. V., als Initiator und Mitorganisator der Open-Air-Aufführungen des Oldenburgischen Staatstheaters auf der Elsflether Werft, als Freund und Förderer des Braker Schifffahrtsmuseums und dessen Elsflether Zweigstelle und nicht zuletzt als Vorsitzender des Nautischen Vereins Niedersachsen von 1865, der sich nachdrücklich für Erhaltung und Ausbau der nautischen Ausbildungsstätten in der Region einsetzte.

Auf Initiative der Handelskammer Bremen, der Oldenburgischen Industrie- und Handelskammer und der Oldenburgischen Landschaft ist unter dem Dach der **Metropolregion Bremen-Oldenburg** im Nordwesten ein Arbeitskreis Kultur gegründet worden. Dieser bietet den Kulturakteuren innerhalb der Metropolregion eine Plattform, um ihre Anliegen und Projekte in den Gremien der Metropolregion zu vertreten. In der konstituierenden Sitzung des Arbeitskreises am 9. Oktober in Delmenhorst wurden Dr. Michael Brandt (Oldenburgische Landschaft) zusammen mit den Generalintendanten Markus Müller (Oldenburgisches Staatstheater) und Hans Diers (Kunsthalle Bremen) als Sprecherteam des Arbeitskreises gewählt. Die weitere Vernetzung der Kulturakteure, die fachliche Beratung der Gremien und die genaue Aufgabenverteilung innerhalb der Metropolregion sind die unmittelbar anzupackenden Aufgaben des Arbeitskreises.

Kontakt: Arbeitskreis Kultur in der Metropolregion Bremen-Oldenburg
c/o Oldenburgische Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg,
Tel.: 0441/779180
brandt@oldenburgische-landschaft.de

Die Gründung des Arbeitskreises Kultur wurde am 6. Juni mit einem Treffen zwischen Vertretern der Metropolregion, der Kammern und der Kultur in Oldenburg vorbereitet. Daran nahmen auch der Vorsitzende der Metropolregion, Landrat Gerd Stötzel, die Staatsrätin für Kultur, Carmen Emigholz (Bremen) und als Vertreter der Kammern Dr. Karl Harms (Oldenburg) und Dr. Stefan Offenhäuser (Bremen) teil.

Am 4. Dez. 2008 wurde in der Landesbibliothek Oldenburg die Foto-Ausstellung des Vereins „Dorfkirchen in Not" in Mecklenburg und in Vorpommern in Zusammenarbeit mit dem **Ortskuratorium Oldenburg der Deutschen Stiftung Denkmalschutz** eröffnet. Die Ausstellung ist bis zum 10. Januar 2009 in der **Landesbibliothek Oldenburg**, Pferdemarkt 15, zu sehen.

Mo – Mi: 10 – 18 Uhr
Do: 10 – 19 Uhr
Fr: 9 – 12 Uhr

DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ

Dorfkirchen in Not

Am 26. September 2008 erhielt **Klaus Müller**, Vorsitzender des Schifffahrtsmuseums der oldenburgischen Weserhäfen in Brake, das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Am 27. September 2008 fand in Nordenham die 4. **Herbsttagung der oldenburgischen Heimat-, Bürger- und Ortsvereine** statt, die der Rüstringer Heimatbund unter Leitung von Hans-Rudolf Mengers als Gastgeber ausrichtete. Archivoberrat Dr. Wolfgang Henninger erläuterte die Bedeutung und Notwendigkeit regionaler Archive am Beispiel des Staatsarchivs Oldenburg.

Der **Landkreis Wesermarsch** feierte am 27. September 2008 sein 75-jähriges Bestehen. Den Festvortrag hielt Gabriele Henneberg.

Der Oldenburger Heimatforscher **Walter Janssen-Holldiek** vollendete am 27. September 2008 sein 95. Lebensjahr.

Am 28. September 2008 hat die **August-Hinrichs-Stiftung** im Museumsdorf Cloppenburg den Jugendförderpreis unter dem Motto „Up platt maakt – good maakt!“ an Laura Alves aus Huntlosen sowie die Plattdüütsch-Arbeitsgemeinschaften der Grundschulen Harkebrügge (Gem. Barßel) und Neerstedt (Gem. Dötlingen) verliehen.

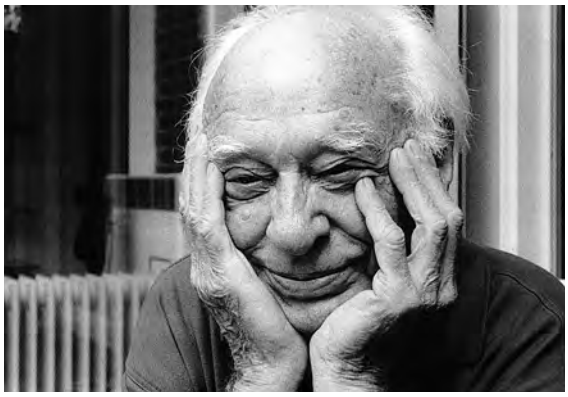
Am 11. Oktober 2008 feierte die Vechtaer Unternehmerin und Kommunalpolitikerin **Agnes Siemer**, stellvertretende Kreistagsvorsitzende des Landkreises Vechta und ehemaliges Vorstandsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, ihren 75. Geburtstag.

Der **Landkreis Friesland** feierte am 12. Oktober 2008 sein 75-jähriges Bestehen.

Dietmar Schütz, ehemaliger Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg, feierte am 21. Oktober 2008 seinen 65. Geburtstag.

Der Sprachwissenschaftler **Dr. Marron C. Fort**, ehemaliger Leiter der Arbeitsstelle Niederdeutsch und Saterfriesisch an der Universität Oldenburg und Träger der Landschaftsmedaille, feierte am 24. Oktober 2008 seinen 70. Geburtstag.

Am 4. November 2008 feierte **Prof. Dr. Ewald Gässler**, scheidender Direktor des Stadtmuseums Oldenburg, Leiter der Arbeitsgemeinschaft Museen und Sammlungen der Oldenburgischen Landschaft und Träger der Landschaftsmedaille, seinen 65. Geburtstag.



Max Herrmann *Foto: privat*

Vom 12. bis 16. November 2008 veranstaltete die Oldenburgische Landschaft zum zweiten Mal das **PLATTart-Festival Neue Niederdeutsche Kultur**.

Unter dem Titel „Die schöne Unruhe – **Max Herrmann**“ fand am 8. November 2008 in der St.-Ansgari-Kirche in Oldenburg-Eversten im Rahmen eines offenen Gespräches eine musikalische Improvisation an der Orgel von Johannes von Hoff zu den Glasbildern des Oldenburger Künstlers Max Herrmann (1908-1999) statt, der in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre. Dabei trug der Komponist Hans-Joachim Hespos Erinnerungen an Max Herrmann vor. Veranstalter waren die Oldenburgische Landschaft und der Verein Lebendiges Museum e.V.

Kurz nachdem **Heinrich Schmidt** am 31. Oktober durch Ministerpräsident Christian Wulff mit dem Niedersächsischen Verdienstorden ausgezeichnet worden war, überreichten anlässlich eines wissenschaftlichen Kolloquiums zu Ehren des weit über Ostfriesland und das Oldenburger Land hinaus bekannten Historikers die beiden Landschaftpräsidenten Helmut Collmann (Ostfriesland) und Horst-Günter Lucke (Oldenburg) einen 838 Seiten starken Band mit Aufsätzen des Gelehrten. Die Festgabe wurde von Ernst Hinrichs und Hajo van Lengen im Auftrag beider Landschaften herausgegeben und ist im Buchhandel erhältlich: Heinrich Schmidt, **Ostfriesland und Oldenburg**, Aurich 2008, ISBN 978-3-940601-04-9

Die **Bremer Landesbank Kreditanstalt Oldenburg - Girozentrale -** feierte am 1. November 2008 ihr 125-jähriges Bestehen.

Dieter Holzapfel, ehemaliger Geschäftsführer der GSG Oldenburg Bau- und Wohngesellschaft mbH, Präsident des Landesverbandes Oldenburg des Deutschen Roten Kreuzes und Präsident der Stiftung Oldenburgischer Kulturbesitz, feierte am 28. Oktober 2008 seinen 70. Geburtstag.

Der diesjährige **Münsterlandtag** fand am 8. November 2008 in Neuenkirchen-Vörden statt.

Manfred Malanowski, früherer Leiter der Niederdeutschen Bühne Neuenburg und Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 10. November 2008 seinen 65. Geburtstag.

Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke überreicht Harry Lukas die Landschaftsmedaille. Von links nach rechts: Horst-Günter Lucke, Harry Lukas, Henny Lukas und Dr. Eduard Möhlmann *Bild: Torsten von Reeken*

Harry Lukas, ehemaliger Geschäftsführer der Stiftung Kunst und Kultur der Landessparkasse zu Oldenburg und Ehrenvorsitzender des Vereins der Musikfreunde Oldenburg, erhielt für seine Verdienste um das musikalische Leben im Oldenburger Land am 2. November 2008 die Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft.

Von links nach rechts: Manfred Adrian, Fregattenkapitän Carsten Duer, Gabriele Henneberg, Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke, Fregattenkapitän Nils Brandt, Staatssekretär Thomas Kossendey, Jörg Michael Henneberg *Bild: WZ*

Am 21. Oktober 2008 stellte die Oldenburgische Landschaft das Buch „‚**Wahrer des Friedens sollst Du sein!**‘. Die OLDENBURG. Fünf Generationen deutscher Marineschiffe“ von Gabriele Henneberg im Deutschen Marinemuseum in Wilhelmshaven vor. Die Bildmonografie befasst sich mit den Marineschiffen, die den Namen „Oldenburg“ tragen und getragen haben.

Von links nach rechts: Florian Isensee, Martin Grapentin, Vorsitzender der Vorstandes der LzO, Dr. Silke Francksen-Liesenfeld, Gabriele Mesch, LzO, Dr. Michael Brandt, Oldenburgische Landschaft
Bild: Jörgen Welp

Am 5. November 2008 stellte die Oldenburgische Landschaft das Buch **„Der Landschaftsmaler Ludwig Philipp Strack 1761-1836“** der Kunsthistorikerin **Dr. Silke Francksen-Liesenfeld** vor.

Der Maler Xabier Egaña und Bürgermeister Wolfgang Bartels *Bild: Stadt Vechta*

Anlässlich der Eröffnung der **Egaña-Ausstellung** am 30. Oktober 2008 lud der Bürgermeister von Vechta, **Wolfgang Bartels**, zu einem Empfang im Rathaus der Stadt Vechta ein. Der Bürgermeister zeigte sich begeistert vom Katalog und der Idee, die **Franziskanerkirche** in Vechta auch als **Kulturkirche** für Ausstellungen zu nutzen.

„Die Realität zu stark verzeichnet“

Minister Stratmann weist Vorwürfe von Prof. Dr. Kiesow zurück: „Bitte genauer hinsehen“

Ein Interview in der letzten *Kulturland Oldenburg*-Ausgabe (Nr. 137) mit Professor Dr. Gottfried Kiesow, Gründer und Vorsitzender der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, hat Kulturminister Lutz Stratmann zu einer Entgegnung veranlasst. Kiesow hatte das niedersächsische Denkmalschutzgesetz als das schlechteste von allen Bundesländern bezeichnet.

Das langjährige Engagement Herrn Prof. Dr. Kiesows für den Denkmalschutz ist uneingeschränkt anzuerkennen, und dazu gehören für mich selbstverständlich auch seine pointierten Meinungsäußerungen im Interview der vergangenen Ausgabe von Kulturland Oldenburg. Wenn aber Herr Kiesow zugunsten von Zuspitzungen die Realität zu stark verzeichnet, bedarf dies doch einer Erwiderung. Für seine weitreichende Aussage, dass Niedersachsen das schlechteste Denkmalschutzgesetz aller Länder habe, finde ich keine wirklichen Beweise in seinen Ausführungen. Die Einvernehmensregelung, die Herr Kiesow als Garanten der Denkmalerhaltung sieht, wurde bereits 1996 abgeschafft, und mit der neuen Gesetzesänderung im Jahre 2004 wurde den Kommunen die Verantwortung darüber gegeben, ob sie sich des Fachverstandes des Landesamtes bedienen oder darauf verzichten, wenn sie sich dazu stark genug fühlen.

Um diese Verwaltungsvereinfachung als Argument gegen das Gesetz zu verwenden, genügt es nicht, nur zu monieren, dass die Kommunen den Rat des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege nicht mehr einzuholen brauchen. Herr Kiesow müsste auch konkrete negative Folgen benennen. Seine Meinung, es gäbe Kommunen, in denen „schnell und gern abgerissen wird“, ist nur eine Unterstellung, die entweder von der Lust an der Zuspitzung oder aber von Unkenntnis der Situation vieler Kommunen herrührt. Es ist längst Allgemeingut bei den Entscheidungsträgern in den niedersächsischen Kommunen, dass die Baudenkmale eine hohe Bedeutung sowohl für die Identifikation der Einwohner mit ihrem Ort als auch für die touristische Attraktivität haben. Dennoch gibt es Situationen, in denen den unteren Denkmalschutzbehörden nichts anderes übrig bleibt, als Anträgen auf Abriss stattzugeben, nicht „schnell und gern“, sondern in der Regel nach langem Ringen um die Erhaltung. Der Abrissgenehmigung aufgrund von wirtschaftlicher Unzumutbarkeit geht zumeist jahrelanger Leerstand, die erfolglose Suche nach einer tragfähigen Nutzung und die ebenso erfolglose Einwirkung auf Eigentümer in schwierigen wirtschaftlichen oder persönlichen Situationen voraus. Der „Fassadendenkmalschutz“, den man sicher beklagen kann, hat häufig den gleichen Hintergrund. Wenn es an Nutzern fehlt, die ein Baudenkmal so nutzen wollen, wie es sich im Inneren darstellt, dann bleibt häufig nichts anderes, als wenigstens die Fassade für das Stadtbild zu retten, so unbefriedigend dies auch für den Denkmalschutz ist.

Denkmalschutz lebt vor allem von privatem Engagement, denn die überwiegende Mehrheit der Baudenkmale, die unseren Dörfern, Städten und Wohnquartieren ihre besondere Eigenart geben, ist in privatem Besitz. Privateigentümer müssen ihr Baudenkmal wirtschaftlich nutzen können, damit nicht die vorgenannte Abwärtsspirale einsetzt. Dies sollten auch die Vertreter der reinen Lehre nicht vergessen. Mir erscheint es wichtig, dass die behördlichen Denkmalschützer sich bei all ihren Entscheidungen dieser Notwendigkeit bewusst sind. Das Niedersächsische Denkmalschutzgesetz hat sich in dieser Frage bewährt, denn es beinhaltet sowohl die Verbote der Beeinträchtigung des Denkmalwertes und des Erscheinungsbildes, wie auch den Schutz des Eigentümers vor unzumutbarer wirtschaftlicher Belastung.

Auch kann die Abwägung mit anderen öffentlichen Interessen, die manchmal einem Abriss vorausgeht, leider nicht immer zugunsten des Belanges Denkmalpflege ausfallen. Die Kommunen haben die Aufgabe, die Infrastruktur für ihre Bürger zu entwickeln und sie stehen häufig unter dem Zwang, ihre Haushalte sanieren zu müssen. Dies haben die Entscheidungsträger in Rat und Verwaltung zu bedenken.

Dennoch, dies möchte ich betonen, haben wir in Niedersachsen genauso wenig eine „Abrisswelle“ wie in Hessen! Auch in Oldenburg gibt es keine solche Abrisswelle. Das erschreckende Foto des Abrisshauses zeigt ein Haus, das nicht im Verzeichnis der Baudenkmale stand, folglich von der Bauaufsicht nicht als solches behandelt wurde und erst im Stadium des Abrisses seine geschichtlichen Zeugniswerte offenbarte. Sein Abriss ist bedauerlich, aber es ist ein Einzelfall und von einer Welle kann keine Rede sein.

Dass die Kaiser-Wilhelm-Brücke in Wilhelmshaven auf einer Briefmarke erscheint, die Südzentrale dagegen verfällt, ist leider keine unverständliche „Kuriosität“ und zeugt keineswegs von Einäugigkeit. Die Brücke wird derzeit mit erheblichem finanziellem Aufwand instandgesetzt, und auch das Land Niedersachsen wird die Stadt dabei unterstützen. Aber die Stadt kann nicht zwei Objekte dieser Größenordnung schultern und sie kann auch nicht eine Nutzung für ein äußerst schwierig umzunutzendes Gebäude wie die Südzentrale aus dem Hut zaubern. An der Südzentrale zeigt sich exemplarisch die Entwicklung von Baudenkmalen ohne Nutzung. Der Verfall hat vor langer Zeit bereits eingesetzt und schreitet jetzt rapide fort. Weder die damalige Einvernehmensherstellung zwischen unterer Denkmalschutzbehörde und Landesamt, noch die damalige Fachaufsicht bei der Bezirksregierung haben den Beginn und das Fortschreiten dieses Prozesses verhindern können.

Das Modell Monumentendienst, das vom Land mit Nachdruck gefördert wird, kann verhindern, dass ein solcher Verfall überhaupt einsetzt, weil dieser den Gesichtspunkt des präventiven Handelns endlich in den Mittelpunkt rückt. Dennoch bin ich mir darüber klar, dass auch der Monumentendienst nicht bei allen Baudenkmalen wirksam werden kann. Er ist sehr hilfreich, aber sicher kein Allheilmittel.

Sicher ist es auch nützlich, in der Argumentation pro Denkmalschutz auf Görlitz als Beispiel für die Attraktivität eines an Baudenkmalen reichen Stadtbildes zu verweisen. Man sollte sich aber vor vorschnellen Verallgemeinerungen hüten. Zum einen besitzen nicht alle Städte und nicht alle Baudenkmale das gleiche Gestaltpotenzial. Ein attraktives Gebäude wie die abgebildete Ratsapotheke wird selbstverständlich auch in den niedersächsischen Städten mit allen Mitteln erhalten. Aber wir haben auch viele Baudenkmale, die weniger auffallen. Wir wollen sie dennoch gerne als Dokumente ihrer Zeit erhalten, aber ihre Erhaltung ist ungleich schwieriger, weil sie weniger in der Lage sind, ausreichend Kapital und Engagement zu mobilisieren. Zum anderen lassen sich die Erfahrungen von Görlitz nicht immer übertragen. Die Rundlingsdörfer im Landkreis Lüchow-Dannenberg und die Fachwerkstädte im Harzvorland können eben nicht oder nicht so von der unbestreitbaren Schönheit ihrer Bausubstanz profitieren, dass damit der Einwohnerrückgang aufzuhalten wäre. Eine differenzierte Sichtweise wäre also auch hier hilfreicher als plakative Verallgemeinerungen und harsche Urteile. Deshalb meine Bitte: Zuerst genauer hinsehen, dann urteilen!

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, das Land Niedersachsen, seine Kommunen und zahlreiche Denkmaleigentümer haben in der Vergangenheit zum Wohle des kulturellen Erbes erfolgreich zusammengearbeitet. Ich bin mir sicher, dass auch eine solche Kontroverse dies nicht ändern wird.

Christkind oder Weihnachtsmann?

Ökumenische Verwirrungen

VON KLAUS MODICK

Meine Mutter, die aus Westfalen kam, war katholisch; mein Vater entstammte einer Familie, die seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Oldenburg lebte, und war also (und gewissermaßen selbstverständlich) evangelisch. Die Verbindung galt der katholischen Kirche, so der offizielle und schwer bedenkliche Begriff, als Mischehe, eine höchst suspekte Angelegenheit mithin, der nur unter der Bedingung kirchlicher Segen zu erteilen gewesen war, daß die Kinder im allein seligmachenden, katholischen Glauben erzogen werden würden. Das um so mehr, als die Stadt katholische Diaspora ist und war. Und Diaspora hieß, daß unser aufrechtes Häuflein rechtgläubiger Katholiken hier von Ungläubigen umzingelt war, Märtyrer unter lauter Ketzern und Heiden – soweit jedenfalls das Dogma. In der Praxis sah die Sache anders aus. Die Grenzen waren fließend, und gerade uns Kindern, die wir Mischehen entsprungen waren, geriet gelegentlich die Konfessionsfrage in einem Akt unbewußter Ketzerei aufs Erfreulichste durcheinander. Als ich einmal mit blutender Nase, zerkratztem Gesicht und zerrissener Hose nach Haus kam, antwortete ich auf die obligatorische Frage meiner Mutter, was ich denn nun wieder angestellt hätte, mit stolzgeschwellter Brust: Heut hamwer die Kattolieken verprügelt.

Es herrschten also, wie dies quasi ökumenische Mißverständnis beweist, glücklicherweise keine nordirischen Zustände. Doch kam es auch und besonders zur Weihnachtszeit zu Verwirrungen der weltlichen und geistlichen Gefühle, insofern dann nämlich das wackere Fähnlein der Katholiken vom Christkind beschert wurde, während die sogenannten Evangelen ihre Geschenke vom Weihnachtsmann bekamen. In der Lesart meiner Kinderstube hatte man sich das Christkind als eine Mischung aus frisch geborenem Jesus und putzigem Puttenengelchen vorzustellen; ein irgendwie „voll“ heiliges, zugleich aber auch neckisch-possierliches Wesen, das am 24. Dezember durch die Lüfte schwirrte, durch Schlüssellöcher und Türspalten in die Zimmer vordrang, dort die – wie auch immer transportierten – Geschenke deponierte, die Kerzen am Weihnachtsbaum entzündete, ein Glöckchen klingen ließ und verschwunden war, wenn wir endlich das Weihnachtszimmer betreten durften. Demgegenüber trat der protestantische Weihnachtsmann gelegentlich leibhaftig in Erscheinung, jedenfalls bei einigen meiner Freunde von der lutherischen Fraktion: Rotgewandet, rauschebärtig, sackbewehrt und hin und wieder sogar furchterregend rutenschwenkend. Manchmal kam er per fliegendem Schlitten, wahlweise mit oder ohne Rentiere, manchmal auch zu Fuß „von drauß vom Walde“. Zu unlösbaren Konfessionskonflikten führte übrigens die wiederum überwiegend katholische Konkurrenzfigur zum Weihnachtsmann, der Nikolaus nämlich, insofern die Unterschiede zwischen ihm und dem Weihnachtsmann höchstens darin bestanden, daß der Nikolaus nicht zwangsläufig in roter Kutte aufzutreten hatte, keine Zipfelmütze trug, sondern einen Tiara genannten Kaffeewärmer mit aufgenähtem Kreuz, eine Art Ersatz-Heiligenschein, und bereits drei Wochen vor Weihnachten seine Runden drehte.

Zu jenen nun auch schon weit entfernten Zeiten, die uns immer wie gestern erst vorkommen, da meine Töchter Miriam und Laura noch heißgläubig im Banne solch märchenhafter Weihnachtsriten standen, hatten sich in unserem Haus die Sitten völlig verwirrt, was aber der Weihnachtsstimmung nie Abbruch tat. Die Sache war nämlich die, daß meine Frau Stacy die Weih-

KLAUS MODICK wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.
Klaus Modick schreibt nach der alten Rechtschreibung.

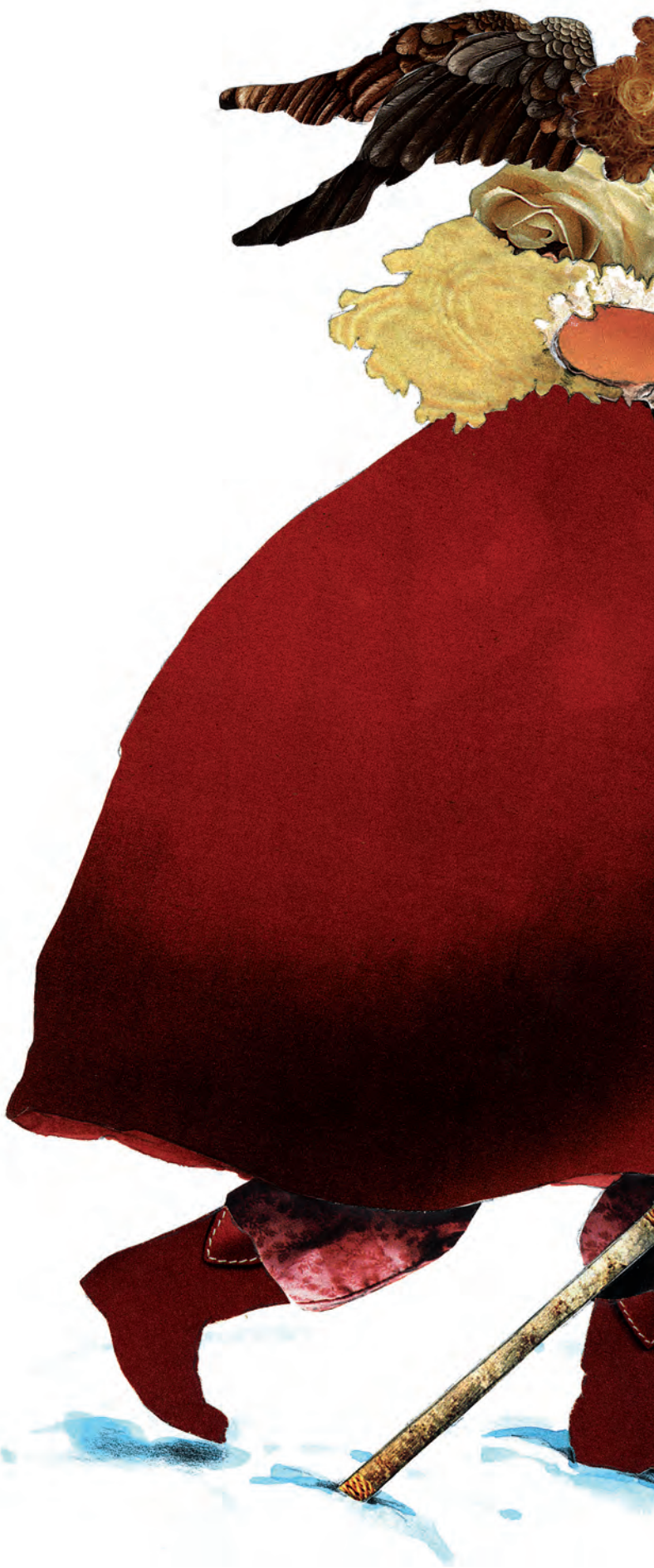
Von Klaus Modick erschien unlängst der Roman „Die Schatten der Ideen“, Eichbornverlag, 19,80 Euro
Foto: Peter Kreier

nachtsformalitäten aus ihrer Heimat USA insofern importiert hatte, als daß der Heilige Abend nunmehr Christmas Eve hieß und Strümpfe an den Kamin gehängt wurden. Nachts reiste dann Santa Claus per fliegendem Rentierschlitten vom Nordpol an, kroch irgendwie durch den Schornstein ins Haus und füllte die Strümpfe mit allerlei Schnickschnack. Die eigentliche Bescherung fand am Ersten Weihnachtstag nach dem Frühstück statt. Und so machen wir's immer noch (weshalb das Weihnachtsfrühstück stets in Rekordgeschwindigkeit über die Bühne geht).

Um derlei heidnisches Brauchtum zumindest notdürftig auszugleichen, verbrachten wir den Heiligabend bei Miriams und Lauras Oma, die mit der entschiedenen Bodenständigkeit ihres westfälischen Katholizismus wiederum das Christkind wirken und walten ließ und auch unbeugsamen Wert darauf legte, daß vor dem Öffnen der Geschenke die Weihnachtsgeschichte des Lukas-Evangeliums vorgelesen wurde (in der allerdings zum Verdruß der Mädchen nie die Heiligen Drei Könige vorkamen) und allerlei einschlägiges Liedgut abgesungen werden mußte.

Doch in die Christmette ging Oma dann lieber allein: Die Mädchen konnten nicht so lange aufbleiben, und ihr Sohn war längst schon vom rechten Glauben abgefallen. Und was sollte sie schließlich in dieser Hinsicht von einer Schwiegertochter aus – ausgerechnet – Amerika erwarten, jenem Land, in dem Mormonen, Adventisten, Baptisten, Wiedertäufer und neuerdings sogar hysterische Fernsehchristen umgingen und überhaupt das abenteuerlichste Sektenwesen blühte? Nein, da entließ uns Miriams und Lauras Oma in die selbstgebastelte Zügellosigkeit unserer deutsch-amerikanischen Weihnachtsrituale, betete lieber im Stillen für das Seelenheil ihrer armen, ungetauften Enkelkinder und dachte vielleicht auch schmerzlich-entsagungsvoll daran, daß ihr sauberer Herr Sohn seinerzeit als Ministrant eine wirklich tadellose Figur abgegeben hatte.

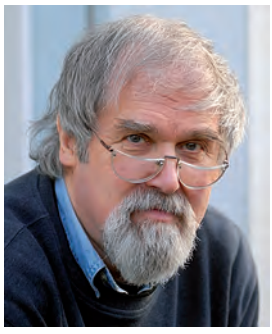
Das stimmt! Als Kind und noch bis weit in die Wirrnisse meiner Pubertät hinein war ich so fromm, wie es von mir erwartet wurde. Ich betete inbrünstig um alles Mögliche und Unmögliche und trug dem Lieben Gott sogar diverse Tauschgeschäfte an: Wenn – beispielsweise – die morgige Mathearbeit zumindest mit einer Vier schadlos an mir vorübergeht, dann stelle ich in der Kirche eine Kerze auf. Aber solche Aktivitäten auf dem Schwarzen Markt des Glaubens schlugen fast immer fehl. Der Liebe Gott ließ statt der erhofften Vier wieder mal eine Fünf gerade sein, und zur Strafe ersparte ich mir die Kerze. Oder war es umgekehrt? Auch ging ich regelmäßig zur Beichte, bevorzugt beim schwerhörigen Dechanten, dessen gnädig-seniles Desinteresse an allen Sünden lediglich bei Verstößen gegen den Paragraphen „Schamhaftigkeit und Keuschheit" in detailversessene Neugier umschlug. Absolution gab es aber immer, und das Strafmaß, die Menge der



abzuleistenden Bußgebete also, war zumeist gering. Außerdem genoß ich als Meßdiener und damit als Handlanger der Priesterschaft ja eine gewisse Immunität und war zudem überzeugt, daß mein hingebungsvolles Hantieren mit Weihrauch und Meßwein, Weihwasser, Hostien und Glöckchen, das rappelnde Aufsagen der Stufengebete und besonders die gelegentliche Bereitschaft, schon zu nachtschlafender Zeit der Frühmesse zum gottgefälligen Dienen anzutreten, mir im himmlischen Haushaltsbuch auf der Habenseite gutgeschrieben wurden. Zu Offenbarungen, die ich mir dringend wünschte und herbeizubeten versuchte, kam es freilich nie. Ich sah bei der Wandlung keine Engel fliegen, und wenn man probeweise auf die Hostie biß, war dort auch keineswegs, wie behauptet, der Leib Christi zu spüren. Und selbst zu Weihnachten hielt sich das verordnete Glücksempfinden über die Geburt des Erlösers in Grenzen. Es kam darauf an, den Jubel über die Geschenke durch wohlkalkuliertes Interesse an der Krippe zu dämpfen und auszutarieren, die unter dem Weihnachtsbaum aufgestellt war.

Und als ich etwa so alt wurde, wie Laura heute ist, bekam der fromme Lack einen Kratzer nach dem anderen, bis ich als Sechzehnjähriger, zum Entsetzen meiner Mutter und zum schmunzelnden Einverständnis meines protestantischen bis agnostischen Vaters, die Teilnahme am Religionsunterricht verweigerte. Begonnen hatte dieser stufenweise Abfall vom Glauben vermutlich mit jenem Gefühl heftigster Peinlichkeit, die ich empfand, wenn sich unser romfrommes Häuflein zu Fronleichnam im Stadtwald zusammenfand und anschließend zur Pfarrkirche prozessierte. Im Meßdienergewand, dessen offensichtliche Mädchenhaftigkeit „leider Gottes“ nicht zu leugnen war, wallte ich weihrauchschwingend in diesem Zug mit, der von den evangelischen Heiden am Straßenrand so kopfschüttelnd bestaunt wurde, als sei der Kölner Karneval vom rechten Weg abgekommen.

[Der Text ist ein vom Autor leicht bearbeiteter Auszug aus Klaus Modicks Weihnachtsroman „Vierundzwanzig Türen“, erschienen im Jahr 2000 im Eichborn Verlag, Frankfurt/Main; erhältlich auch als Taschenbuch dtv 20573.]



Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

Anlässe zum Klatschen bieten wir Ihnen auch.

LzO fördert Kultur

Klassisch, komisch, kritisch, kabarettistisch, kurios und kreativ:
Kunst und Kultur beleben mit einem vielseitigen Programm.
Wir unterstützen, was Anerkennung findet und Anregung fördert.
So bleibt der Beifall nicht aus.

Landessparkasse zu Oldenburg
www.lzo.com · lzo@lzo.com

LzO
Unsere Nähe bringt Sie weiter.